

fremdung des Menschen durch irdische Güter und massenpsychologische Tricks, ist die Begleiterscheinung des Evangeliums. Es ist auch gesagt, daß die Verfolgung sich zu großer Drangsal steigern wird, so daß Gott selbst um seiner Auserwählten willen eingreifen muß. Standhaft bleiben ist daher neben Glaube, Hoffnung und Liebe die wichtigste und schwerste Tugend der Christen, die frühzeitige Einübung verlangt.

2. Standhaft bleiben können auch die Gläubigen nicht aus eigener Kraft, wenn die Verfolgung oder die ungreifbare Verführung einsetzt. Die Gebetsmeinung rät daher, sich durch die Fürsprache der Gottesmutter stärken zu lassen. Viele Katholiken finden diesen Rat zwar echt katholisch, aber sie fragen sich, wie man ihn auch biblisch ausdrücken könnte. Dieser Frage sei hier nachgegangen. Das katholische Volk stellt sie zwar nicht, denn die Fürsprache Marias ist für die Masse der Gläubigen kein Problem. Aber Jesus sagte es anders: „Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Hütet euch vor den Menschen, denn sie werden euch den Gerichten ausliefern . . . Wenn sie euch ausliefern, so macht euch keine Sorge, wie oder was ihr reden sollt; denn es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist eures Vaters redet durch euch . . .“ (Matth. 10, 16 f. par). Der Heilige Geist, der Tröster, der die Heilige Dreifaltigkeit in den Gläubigen gegenwärtig macht, ist die eigentliche und unüberwindliche Kraft in der Stunde der Verfolgung. Das bezeugen die Martyrer der Alten Kirche, und das kann man auch Katholiken sagen; sie werden es verstehen, zumal da die Sendung des Heiligen Geistes ein Gesetz des Rosenkranzes darstellt. Aber sie werden von dieser Botschaft nicht erwärmt, und sie gewinnen nicht jenes innige Zutrauen, das ihnen die Mutter des Glaubens und der Schmerzen um Christi willen einflößt.

Es scheint, als wäre in unserer Verkündigung und Pastoral die Einübung in der Anrufung und Einwohnung des Heiligen Geistes auf eine fromme Elite beschränkt geblieben, beim Volk aber durch sakramentale oder marianische Andachten ersetzt worden. Das ist freilich keine Nachlässigkeit, sondern es waltet darin die Rücksicht auf die Veranlagung der Masse der Gläubigen. Maria ist aber kein Ersatz für den Heiligen Geist, und sie wäre als die Braut des Heiligen Geistes die letzte, die sich dazu mißbrauchen ließe. Das weiß die Kirche wie jeder einzelne Gläubige. Doch wie es in der Physik oder Chemie gewisse Medien gibt, die eine sonst ungreifbare und unsichtbare Kraft sichtbar machen und ihre Anwesenheit bestätigen, so bildet Maria gleichsam das gewisste Medium für die Gegenwart des Heiligen Geistes. Das ist keine Erfindung der Kirche, sondern es ist eine Anordnung Gottes durch seine Offenbarung, und darum rät die Gebetsmeinung mit der Anrufung der Fürsprache der Gottesmutter um die Geistesgabe der Standhaftigkeit im Grunde nur in anderen Worten, was Jesus den Jüngern als Trost für die sichere Verfolgung verheißen hat. Dabei ist freilich immer noch zu bedenken, daß die Verfolgungen in der Alten Kirche erst einsetzten, weil die Gläubigen um des Namens Jesu Christi willen den Götzen und dem Kaiser keine Verehrung darbringen wollten, während heute die Verfolgung schon beginnt, weil bestimmte Gebote der hierarchischen Kirche, etwa in der Schulfrage oder in der Treue zum Römischen Stuhl, angegriffen werden.

3. Die Gebetsmeinung denkt zweifellos in erster Linie an die marianischen Antiphonen: „Unter deinen Schutz und

Schirm fliehen wir . . .“ und „Gegrüßtest seist du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit . . .“, Gebete, die bei den Gläubigen unter der Drohung offener Verfolgung besonders lebendig sein dürften, lebendiger jedenfalls als in unseren konventionellen Andachten. Wir müßten uns also, wenn unsere Gebete für die von Verfolgung bedrohten Brüder wirkliche Kraft haben sollen, darum bemühen, die Situation der Verfolgung zu erfassen, und das ganze Evangelium hören, das auch uns im Zustand scheinbarer Sicherheit gesagt ist. Wir dürften uns nicht mit dem katholischen Brauch begnügen, den jetzt der Weihbischof und Regens von Mainz, Joseph Maria Reuß, in seinem Büchlein „Opfermahl, Mitte des Christseins. Eine pastoraltheologische Untersuchung zur Meßfeier“ (Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1960, 130 S.) einen Mißbrauch nennt, nämlich daß wir unser Gebet für die bedrohten Brüder einfach „aufopfern“. Was er von der heiligen Kommunion sagt, gilt sinngemäß auch für die Gebetsübungen: „Man kann in der Vereinigung mit Jesus Christus durch die heilige Kommunion in besonderer Weise für Menschen und Anliegen beten und kann sich aus dieser Vereinigung die Kraft zum Dienst an Menschen und Anliegen holen. Das ist aber auch alles. ‚Aufopfern‘ kann man die heilige Kommunion in dem Sinne, daß man ihre Gnadenwirkungen verschenkt, nicht . . . Das, was man landläufig als Opfer bezeichnet, ist doch wohl eine sehr starke (und wohl auch unzulässige) Ausweitung des Opferbegriffes. Wir haben uns daran gewöhnt, jede Selbstüberwindung ‚Opfer‘ zu nennen. Es gibt aber im Neuen Bund nur ein Opfer, nämlich das Opfer Jesu Christi . . . Ein Christ opfert deshalb im eigentlichen Sinn nur dann, wenn er bei der Meßfeier in Jesu Christi Opfergesinnung eingeht.“

Was hier für die „Aufopferung“ der heiligen Messe gesagt ist, gilt sinngemäß auch für das Beten der marianischen Antiphonen zugunsten der bedrohten Brüder, damit sie standhaft bleiben. Standhaftigkeit erwächst gewiß aus dem Eintreten in die Opfergesinnung Jesu Christi, und ein wenig von der Standhaftigkeit für den Glauben, die wir unsern Brüdern im Osten erlehen, sollten wir den Versuchungen gegenüber betätigen, die den Charakter einer verschleierte Verfolgung und eines Angriffs auf unsere Glaubenstreue haben. Die Fürbitte Mariens, die die Gaben des Heiligen Geistes auf die bedrohten Brüder herabfleht, darunter auch den Geist der Stärke, werden wir um so eher erlangen, wenn wir uns bereiten, dieselben Gaben in uns zu entfalten. Es gebührt sich, daß wir das geistliche Niveau, das wir durch die Gebetsmeinung des Heiligen Vaters für andere erbitten, auch selber erreichen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Die Kirche im neuen Europa — eine internationale Arbeitstagung in München Auf Einladung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken trafen sich ca. 80 Laien und Kleriker aus den Ländern des freien Europa in der Woche vor dem Eucharistischen Weltkongreß (23.—26. Juli 1960) zu einer dreitägigen Arbeitstagung in München. Die Aufgabe, die der Konferenz gestellt war, bestand vor allem darin, die derzeitige Defacto-Position der Katholiken im Prozeß der besonders

auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Felde sich vollziehenden Integration der westeuropäischen Staaten, vornehmlich im Rahmen der sog. europäischen Sechs (mit Montanunion, Europäischer Wirtschaftsgemeinschaft, Europaparlament und den diesen affilierten neuen intereuropäischen Institutionen) zu klären, ferner die Aufgaben, die sich auf Grund des Integrationsvorganges für die Katholiken neu stellen, herauszuarbeiten und schließlich zu überlegen, in welcher Weise die Kirche als Lebensprinzip der Gesellschaft das neue Europa am wirksamsten mitzugestalten imstande sei. Sinngemäß lautete daher auch das Thema der Tagung „Die Formkraft der Kirche im neuen Europa“.

Das Basismaterial, mit dem sich die Münchener Tagung auseinandersetzen hatte, ist unseren Lesern z. T. schon bekannt. Es handelte sich vor allem um die im Juliheft der Herder-Korrespondenz (S. 443 ff.) veröffentlichten Analysen der von FERES zusammengetragenen Daten über die Lage der europäischen Katholiken in den verschiedenen europäischen Ländern und Regionen, aber auch — unter intereuropäischem Aspekt — um das Gefälle zwischen den wirtschaftlichen und sozial integrierten europäischen Diaspora- und gemischt-konfessionellen Ländern (vor allem nördlich der Alpen) und den nichtintegrierten katholischen Ländern im Süden des Kontinents sowie um die Beziehungen und Interdependenzen zwischen sozialen Zuständen bzw. Prozessen und kirchlich-religiöser Praxis, also um neue Aufgaben und Aspekte der Pastoral in einem sich in vielerlei Hinsicht wandelnden Europa. Zu diesem mehr makroanalytischen Material (über die europäischen Verhältnisse heute insgesamt) kam das Material von sechs Monographien über Spezialfragen, deren Themen unseren Lesern ebenfalls bekannt sind (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 444): im Hinblick auf die Großstadt Schichtungs- und Integrationsfragen; bezüglich der ländlichen Welt wirtschaftlich-soziale Retardierungen und die sich daraus ergebenden Wanderungsbewegungen (spatial und professionell) und — als ein besonderes Thema — die unerläßliche Frage nach der geistig-intellektuellen Potenz der Katholiken im neuen Europa. (Über die Monographien soll — wie schon angekündigt — in späteren Heften ausführlich berichtet werden.)

Um bei der Komplexität all dieser Fragestellungen mit wenigstens etwas Aussicht auf Erfolg arbeiten zu können, hatte man in München vier Arbeitskreise gebildet, die sich mit dem neuen europäischen Aspekt in der Seelsorge, auf wirtschaftlich-sozialem Felde, im Bereich der Kultur und mit organisatorischen Fragen befassen sollten.

Wie ungewöhnlich schwierig die den Arbeitskreisen gestellte Aufgabe war, die spezifischen Fragen jeweils in erster Linie unter dem Aspekt zu betrachten, der sich aus der neuen Situation Europas ergibt, soll im folgenden an einigen Beispielen verdeutlicht werden.

Seelsorge und Verkündigung im neuen Europa

Der erste Arbeitskreis hatte zu überlegen, welche Aufgaben sich der Seelsorge heute in den Ländern Europas im Hinblick auf eine stärkere Verantwortung der Katholiken gegenüber dem neuen Europa stellen, in dem 60 Prozent Katholiken sind. Die einzelnen Wünsche, die hier laut wurden, wie Anpassung der Pfarrei und Diözese an neue politische und soziale Gegebenheiten, die Entwicklung spezifischer Frömmigkeitsformen für Männer und Frauen, die Anpassung auch in der Liturgie, Wohn-

viertel-, Betriebs- und Gemeinschaftsseelsorge im Rahmen des Dekanats, Priesterausgleich u. a., sind zum größten Teil nicht neu. Sie wurden aber weitgehend neu begründet und erhalten dadurch verstärktes Gewicht.

Die soziale und wirtschaftliche Integration Europas und die Katholiken

Mit den fast unübersehbaren Fragen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens hatte sich der zweite Arbeitskreis zu befassen. Es zeigte sich sehr bald, daß es unmöglich war, auch nur eine Liste von Aufgaben und ihren Prioritäten aufzustellen. Die Probleme der Familie, der Jugend, des Sozialtourismus, der beruflichen und räumlichen Wanderung und viele andere, die die heutige Situation stellt, sind uns seit längerem schon bekannt. Viel wichtiger ist die Frage, wie sie zu lösen sind. Was steht uns heute zu ihrer Bewältigung zur Verfügung? Was muß neu geschaffen werden im Hinblick auf die voranschreitende soziale und wirtschaftliche europäische Integration? Ohne der dazu unerläßlichen, noch nicht geleisteten Inventarisierung der bestehenden katholischen Organisationen und Aktionen vorzugreifen, läßt sich doch sagen, daß die Arbeit, das neue pluralistische Europa auch aus katholischem Geist mitzuformen, bisher auf drei verschiedenen Ebenen geleistet worden ist: a) von einzelnen katholischen Persönlichkeiten in den intereuropäischen Institutionen und Organisationen zivilen Charakters, b) von freien christlich inspirierten Gruppen (z. T. auch interkonfessioneller Art), c) von den Gruppen des Laienapostolats in Anlehnung und unter Führung der Hierarchie. Welche von den drei Aktionsebenen ist nun im Hinblick auf die neuen Aufgaben am gangbarsten, und welche Aktionsweise ist — wiederum im Hinblick auf die neue Situation — am erfolversprechendsten? Reichen sie überhaupt zur Bewältigung der neuen Aufgaben aus, oder ist etwas Neues zu schaffen? Sind stärkere Verklammerungen zwischen den Aktionsebenen erforderlich oder nicht? Sind sie, wenn sie schon notwendig sind — woran niemand in München zweifelte —, auch realisierbar, und wo säßen vermutlich die Widerstände gegen solche Verklammerungen und Koordinierungen?

Das waren die Fragen, die diesen wie auch den vierten Arbeitskreis bewegten. Und es wurden Antworten gegeben und Lösungen gefunden — im Hinblick auf eine möglichst intensive Präsenz der katholischen Kräfte im neuen Europa.

Die gemeinsamen kulturellen Aufgaben

Ausgehend von den Prämissen, daß die Integration Europas wenigstens teilweise an Voraussetzungen anknüpft, die mit der geschichtlichen Einheit Europas früherer Zeiten auf christlich-katholischer Grundlage eng zusammenhängen, und daß ferner das neue Europa ein pluralistisches auf technisch-wissenschaftlicher und politisch-wirtschaftlicher Grundlage erbautes sein werde, sah der dritte Arbeitskreis (für kulturelle Fragen) es als eine besondere Aufgabe der Katholiken in Europa an, das neue Europa vor einem Absinken in eine rein materialistische Interessengemeinschaft zu bewahren. Um diese Aufgabe leisten zu können, müßten die Katholiken freilich erst wieder lernen, europäisch, d. h. über die nationalen kulturellen und sozialen Grenzen hinweg, zu denken und zu handeln. Da der Dialog zwischen Katholiken und Nichtkatholiken,

gerade im Kulturellen, steigende Bedeutung im neuen Europa gewinnen werde, müßten die Voraussetzungen dazu geschaffen werden. Notwendig dazu sei eine Theologie der Weltoffenheit, speziell eine Theologie der Kultur, und eine denkerische Bewältigung aller damit verbundenen Fragen als Voraussetzung für intereuropäische und internationale Zusammenarbeit der Katholiken untereinander und innerhalb der europäischen Gremien und Institutionen. Die Umsetzung der Ergebnisse solcher Bemühungen (mittels Verkündigung, schulischer Bildung und Erwachsenenbildung) sollte auf die Herausbildung eines neuen intellektuellen Habitus der Katholiken abzielen. Da empirische Untersuchungen erwiesen haben (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 134), daß die Anwesenheit der Katholiken in den geistigen Führungsschichten schon rein zahlenmäßig hinter ihrem entsprechenden Anteil am Gesamt der Bevölkerung (in den gemischt-konfessionellen Ländern) zurückgeblieben ist, sollte diese Scharte ausgewetzt werden durch den Ausbau und die Intensivierung der Begabtenförderung mittels großzügigerer Stipendien.

Eines der stärksten Integrale Europas liege in seinem gemeinsamen kulturellen Erbe. Es dürfe in dem bis jetzt vornehmlich auf wirtschaftlichem und sozialem Felde eingeleiteten Integrationsprozeß nicht verlorengehen. Um das kulturelle Integral für das weitere Zusammenwachsen Europas voll wirksam werden zu lassen, sollten die Katholiken ein großzügiges Erziehungs- und Bildungswerk planen und durchführen: von der untersten breiten Basis der Erziehung in Familie und Schule (Volksschule), über die höhere Schule bis zu den Hochschulen und der Erwachsenenbildung. Die Katholiken hätten die Chance, gerade im Bereich einer auf das neue Europa hin ausgerichteten Schule beispielhafte Modelle zu entwickeln, z. B. durch Anerkennung von Diplomen und Zertifikaten der katholischen Hochschulen untereinander über die Grenzen hinweg, wodurch der Austausch von Fachkräften und akademischem Nachwuchs wesentlich erleichtert würde.

Der Blick auf das „größere Europa“

Die Anstrengungen, das neue Europa aus christlich-katholischem Geiste zu inspirieren — in dieser Überlegung waren sich alle vier Arbeitskreise einig —, dürfe jedoch nicht den Blick auf das „größere“ Europa verschließen, das heißt, die Verantwortung der Katholiken für die Diasporaländer des Nordens, für Griechenland, für die Länder hinter dem eisernen Vorhang und für die Länder der Iberischen Halbinsel bleibt. Auch könnten sich die europäischen Katholiken angesichts der neuen intereuropäischen Aufgaben nicht von ihren Pflichten gegenüber der Weltmission und den Entwicklungsländern dispensieren.

Aus dem Vatikan

Die Sorge des Papstes um die Entwicklungsländer In den vergangenen Monaten hat Papst Johannes XXIII. mehrfach seine sorgende Anteilnahme an der Zukunft der Entwicklungsländer bekundet, die sich im gegenwärtigen Augenblick besonders aufdrängt, weil die meisten Völker Afrikas die Souveränität gewonnen haben und deshalb die katholische Mission vor neue Aufgaben stellen.

Wie sehr die Kirche sich bemüht, dieser Tatsache Rechnung zu tragen, zeigt die Ernennung zahlreicher Bischöfe aus dem einheimischen Klerus, die in mehreren Fällen sogar durch den Amtsverzicht der bisherigen europäischen Oberhirten beschleunigt wurde. Der Papst hatte schon bei der letzten Kardinalernennung (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 294 und 343) dokumentiert, daß die Völker der Missionsländer in der Kirche ebenbürtig sind und daß sich darin die Katholizität und Einheit der Kirche ausspricht. Einen neuen Beweis dieser Gesinnung gab er am 8. Mai 1960, als er in der Peterskirche vierzehn Bischöfe aus Übersee persönlich konsekrierte, darunter acht aus dem eingeborenen Klerus Afrikas: die Bischöfe Zoungrana, Ouagadougou (Republik Volta), Rakotomalala, Tananarive (Madagaskar), Yago, Abidjan (Elfenbeinküste), Kilasara, Moshi (Tanganjika), Dery, Wa (Ghana), Busimba, Goma (Kongo), Lwamosa, Weihbischof von Mwanza (Tanganjika), und Rajonarivo, Miarinarivo (Madagaskar). Ferner wurden an diesem Tage vom Papst geweiht die Bischöfe Noguchi, Hiroshima (Japan), Hagan, Oturkpo (Nigeria), Scherer, Multan (West-Pakistan), Crawford, Apostolischer Vikar der Salomoninseln, Galvin, Apostolischer Vikar von Miri (Brit.-Borneo) und Muldoon, Weihbischof von Sydney.

Es ist gerade ein Menschenalter vergangen, seitdem Pius XI. im Jahre 1926 durch die Weihe der ersten sechs chinesischen Bischöfe eine Epoche der Missionsgeschichte einleitete. Im Jahre 1927 weihte er den ersten japanischen Bischof und 1933 fünf weitere einheimische Bischöfe aus Indien, China und Indochina. Am 29. Oktober 1939 empfingen zwölf Oberhirten aus Indien, China, Korea, Indonesien, Südafrika, Madagaskar, Uganda und Kongo die Bischofsweihe aus den Händen Papst Pius' XII.

Jetzt ist einer noch größeren Zahl afrikanischer Bischöfe diese Ehre zuteil geworden. Die Gläubigen Roms und die Pilger nahmen in großer Zahl an der Konsekrationsfeier teil. Daß auch mehrere afrikanische Regierungen, zum Teil durch Minister, dabei vertreten waren, mag als Beweis dafür gelten, wie sehr man in Afrika die Berufung einheimischer Bischöfe zu würdigen weiß. Bei der Weihe standen dem Papst als Mitkonsekratoren die Bischöfe Sheen und La Brie, die Leiter des nordamerikanischen und des kanadischen Missionswerks, zur Seite. In ihrer Person kam die Verbundenheit zwischen der Alten und der Jungen Kirche zum Ausdruck.

Ergebnis der materiellen Missionshilfe

Der Heilige Vater hatte den Termin der Bischofsweihe so angesetzt, daß er mit der diesjährigen Tagung der Vertreter der Päpstlichen Missionswerke zusammenfiel. Das große Ereignis sollte neue Impulse für die Förderung der Missionen ausstrahlen. Das Ergebnis der materiellen Spenden, soweit sie über die Propaganda geleitet wurden, betrug im Jahre 1959 über 18 Millionen Dollar und ist gegenüber dem Vorjahr um mehr als eine Million gestiegen. In der absoluten Höhe der Spenden stehen die Katholiken der Vereinigten Staaten an der Spitze. Dann folgen Deutschland, Kanada, Italien und Frankreich. Das Werk des hl. Petrus zur Förderung einheimischer Priesterberufe erzielte vier Millionen Dollar. Hierbei führt Deutschland, gefolgt von den Vereinigten Staaten, Kanada, Frankreich und Italien. Für dieses Werk werden aus den Mitteln der Propaganda weitere drei Millio-

nen Dollar abgezweigt. Aber auch sieben Millionen sind wenig genug für den Unterhalt von 442 Priester- und Knabenseminaren mit 30 000 Alumnern in den Missionsgebieten der Welt.

Das größere Opfer nehmen die neugeweihten Bischöfe auf sich, wie der Papst in seiner Ansprache hervorhob. Sie gehen zum Teil, ganz abgesehen von der politischen Lage, großen Schwierigkeiten entgegen, allein schon, wenn man an die Weite ihrer Territorien und die verhältnismäßig geringe Zahl der darin zerstreuten Gläubigen denkt. So zählt z. B. das Apostolische Vikariat der Salomonen nur 1800, das von Borneo 6800, die Diözese Multan in Pakistan 11 000 Katholiken, die inmitten einer großen Mehrheit von Nichtchristen leben. In Afrika sind die Christen relativ zahlreicher. Dafür sind dort die Territorien weiträumiger und die Verkehrsverhältnisse ungünstiger.

Ansprache an die neugeweihten Bischöfe

Der Heilige Vater beschenkte jeden der neuen Bischöfe mit einem Brustkreuz und sagte, darauf anspielend, in seiner Ansprache: „Der klare Ruf des Kreuzes legt einen Gedanken nahe, der euch alle angeht, Geistliche und Laien, die ihr bei dieser großartigen Feierlichkeit zugegen seid oder sie am Radio miterlebt als eifrige Missionare oder Mitarbeiter der Missionen in der ganzen Welt. Diese feierliche Versammlung im größten Gotteshaus der Christenheit bringt das opus Divinum der allgemeinen und beständigen Verkündigung des Evangeliums an alle Völker zum Ausdruck. Ist sie nicht für euch alle wie auch für Uns selbst ein Aufruf und ein erhabenes und aufrüttelndes Beispiel für ein geordnetes Zusammenleben und Zusammenwirken aller Völker je nach den besonderen Gaben und der Berufung eines jeden, zu dem alle einen Beitrag des Geistes und des guten Willens leisten können im Hinblick auf die Verbesserung der Lage des einzelnen Menschen, auf die Würde, das Wohlergehen und die Sicherstellung der Familien und die Zivilisierung der ganzen Welt?

In diesen Wochen [es war vor der Gipfelkonferenz] sind Millionen Menschen aufmerksam damit beschäftigt, zu erforschen, zu deuten, vorauszusagen und auch zu mißdeuten, was von den Worten, Gesten und Kundgebungen der Häupter der großen Nationen zu halten sei, auf deren Gewissen zu einem großen Teil das Schicksal dieser Nationen lastet und die sich versammeln werden, um über den Aufbau oder, was Gott verhüten möge, die Auflösung des Weltfriedens zu urteilen.

Für uns, die wir in der Schule der himmlischen Dinge erzogen sind, ist die Unterscheidung zwischen den Gütern des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens, den zeitlichen und den ewigen selbstverständlich und maßgebend: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Alles andere wird euch dazugegeben werden“ (Luk. 12, 31). Aber um die anderen Dinge, das heißt um den Anteil an den Gütern dieser Erde und ihren Besitz, geht ein Streit, der leicht die Hochziele des geistigen und unsterblichen Lebens der Menschen in Mitleidenschaft ziehen kann. Was nützt die missionarische Tätigkeit und die zahlenmäßige Vermehrung der Boten des Evangeliums, die sich in den Dienst der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der menschlichen und christlichen Brüderlichkeit stellen, wenn wegen der teilweisen oder allgemeinen Verwirrung der Menschen und Völker eine

gewalttätige Unterdrückung die Verteidigung jedweden Rechtes und jede Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens unmöglich macht? Deshalb ist dies die Stunde des ‚sursum corda‘ für alle.

Die geweihten Hände der neuen Hirten und Boten des Evangeliums mögen sich im Verein mit den Unrigen den Himmel heben, um mit der ganzen Kirche Fürbitte einzulegen für die Weisen und Mächtigen der Welt, die sich der Ausübung der furchtbaren Verantwortung widmen, die ihnen im Hinblick auf die Achtung vor der Freiheit der Individuen, Familien und Völker auferlegt ist. Die Kirche Christi und mit ihr alle diejenigen, die den Herzschlag ihrer weltweiten Liebe teilen, ist immer und überall dabei, wenn sich die Schicksale der Völker zur Erfüllung anschicken, überall, wo man sich müht und wo man leidet. Sie ist nicht von gestern. Seit zwanzig Jahrhunderten lebt sie und kämpft sie, nicht mit den Waffen der Gewalt, sondern mit denen der Liebe, des Gebetes und des Opfers. Sie sind unvergleichlich und unüberwindlich. Denn es sind die Waffen ihres göttlichen Stifters, der in der erhabensten Stunde seines Lebens zu den Seinigen sprach: ‚Vertrauet! Ich habe die Welt überwunden.‘ (Joh. 16, 33)“ („Osservatore Romano“, 9./10. 5. 1960).

Wie der Papst in dieser Ansprache die Schicksalsverflechtung zwischen der Mission und der politisch-sozialen Entwicklung hervorhob, so äußerte er sich auch in einer Botschaft zur Unabhängigkeitserklärung des neuen Staates Togo (vgl. ds. Heft, S. 564 ff.) und in einer Radioansprache an die Katholiken Afrikas.

Ansprache an die Katholiken Afrikas

In seiner Radiorede, die von 23 afrikanischen Sendern erbeten worden war, wies der Papst darauf hin, daß das Christentum auf eine ruhmreiche Geschichte auch auf dem Boden dieses Kontinents zurückblickt. Gott hat es aber zugelassen, daß diese Geschichte unterbrochen wurde und erst in der Neuzeit wieder begann. Auch in Afrika stand sie dann unter dem Wort: „sanguis martyrum semen christianorum“.

Die Kirche, so fuhr der Papst fort, nimmt die Christen Afrikas mit genau derselben Liebe auf wie alle ihre anderen Kinder; denn nach Gal. 3, 27—28 gibt es keine ethnischen und sozialen Unterschiede in ihren Reihen. Die Kirche hat die Pflicht, für die Einheit des Menschengeschlechtes Zeugnis abzulegen und sie fortschreitend verwirklichen zu helfen. Mit großer Befriedigung betrachte sie die neugewonnene Selbständigkeit vieler Völker Afrikas.

„Aber dadurch werden nicht alle Probleme gelöst. Jedem Staat muß es am Herzen liegen, sicherzustellen, daß die Entwicklung des Landes sich in gesunder Weise vollzieht. Man muß klug den gegebenen Möglichkeiten Rechnung tragen und ganz besonders die wahren geistigen Werte achten, die die Seele eines Volkes sind. Die katholische Kirche hat von ihrem göttlichen Stifter eine Lehre empfangen, die ihr gestattet, wiewohl sie sich streng an die Grenzen des religiösen und sittlichen Gebietes hält und den bürgerlichen Autoritäten ihre volle Verantwortung läßt, auf die schwierigen Probleme der Menschen eine Antwort zu geben. Sie stellt ihnen, selbstlos und den Bedürfnissen angepaßt, praktische Grundsätze für die Entwicklung des persönlichen, familiären, beruflichen, bürgerlichen und internationalen Lebens zur Verfügung.

Diese Normen atmen den Geist der Achtung vor der Würde der Person und den Erfordernissen des Gemeinwohls. So begrüßt die Kirche mit großem Wohlwollen die Bemühungen um eine gerechte Besserstellung der Frau, worauf sie selbst in jeder Weise hinarbeitet. Ebenso tritt sie ein, und zwar gegenüber den Gegensätzen, die sich zwischen Bevölkerungsgruppen ein und desselben Landes auf tun und leider bisweilen gewaltsame Formen annehmen, für den Vorrang des Gemeinwohls vor den Sonderinteressen, selbst wenn diese berechtigt sind, und folgerichtig für den Verzicht der Bürger auf privilegierte Gewohnheiten zugunsten der Gesamtheit ihrer Mitbürger und darüber hinaus für Opfer, die von geographisch oder wirtschaftlich verbundenen Ländern zugunsten großer Staatengemeinschaften zu bringen sind“ („Osservatore Romano“, 8. 6. 60).

Der Papst deutete die Ernennung afrikanischer Bischöfe aus dem Wunsch der Kirche, „den geliebten Kindern in Afrika Hirten ihres eigenen Blutes zu geben“, und die Ernennung des Kardinals Rugambwa als Ausdruck dafür, daß die Afrikaner nun auch an der Zentralregierung der Kirche beteiligt werden sollen. Doch könne die Kirche Afrikas vorläufig auf die europäischen Missionare nicht verzichten. Das sei auch die Ansicht der einheimischen Bischöfe, die er soeben geweiht habe. Die Vervollständigung der Kirchen Afrikas könne nur schrittweise vollzogen werden, und es bedürfe noch großer Anstrengungen zur Heranbildung eines ausreichenden einheimischen Klerus und zur Ausbildung der Laien für ihre Funktion in der Kirche und in der Gesellschaft. In diesem Zusammenhang verdienten diejenigen Europäer, die als Fachleute den Afrikanern bei der technischen bzw. zivilisatorischen Entwicklung beistehen, besondere Ermunterung und dankbare Glückwünsche.

Neue Ernennungen für die Konzilskommissionen Zu Mitgliedern der Theologischen Kommission für die Vorbereitung des Konzils wurden ernannt: Francesco Carpino, Erzbischof von Monreale, Marcel Marie Dubois, Erzbischof von Besançon, Alfredo Vincente Scherer, Erzbischof von Porto Alegre (Brasilien), Albert Stohr, Bischof von Mainz, Lionel Audet, Weihbischof von Quebec, Franjo Franic, Bischof und Apostolischer Administrator von Split, James H. Griffiths, Weihbischof von New York, Joseph Schröfer, Bischof von Eichstätt, John Joseph Wright, Bischof von Pittsburgh, Maxim Hermaniuk, Ruthenischer Erzbischof von Winnipeg, Platon V. Kornyljak, Byzantinischer Exarch für die Ukrainer und Ruthenen in Deutschland, ferner die Professoren Lucien Cerfaux, Löwen, Joseph Fenton, Washington, Salvatore Garofalo, Neapel, Gérard Philips, Löwen, Antonio Piolanti, Rom, Michael Schmaus, München, Charles Journet, Fribourg, der Redakteur des „Ami du Clergé“, A. Michel, und die Ordenspriester PP. Carlo Balic OFM, Luigi Ciappi OP, Eduard Dhanis SJ, M. Rosario Gagnebet OP, Ludovico Gillan OP, Franz Hürth SJ, Giacomo Ramírez OP, Augustin Trapé OESA (sämtlich nach „Osservatore Romano“, 18./19. 7. 60).

Zu Mitgliedern der Kommission für die Bischöfe und Diözesen wurden ernannt: Émile Maurice Guerry, Erzbischof von Cambrai, Casimiro Morcillo Gonzalez, Erzbischof von Zaragoza, Philippe Nabaa, Melchitischer Erzbischof von Beirut, Ermenegildo Florit, Erzbischof und Koadjutor von Florenz, Michael Browne, Bischof von Galway

und Kilmacduagh, Georges Léon Pelletier, Bischof von Trois-Rivières, Leo Jozef Suenens, Weihbischof von Mecheln, Giuseppe Piazzi, Bischof von Bergamo, Antoine Khoreiche, Maronitischer Bischof von Saido, Joseph Gargitter, Fürstbischof von Brixen, Alberto Castelli, Titularbischof von Jericho, John J. Krol, Weihbischof von Cleveland, Raul Primatesta, Weihbischof von La Plata George P. Dwyer, Bischof von Leeds, Pierre Veuillot, Bischof von Angers, Matthias Wehr, Bischof von Trier, ferner Msgr. Giuseppe Pasquazi, Auditor der Rota, Fernand Boulard, Domkapitular in Paris, und P. Felice Cappello SJ, Professor der Gregoriana (sämtlich nach „Osservatore Romano“, 30. 7. 60).

Zum Sekretär der Kommission für die Liturgie wurde ernannt: P. Annibale Bugnini CM („Osservatore Romano“, 18./19. 7. 60).

Als Konsultoren der Zentralkommission wurden berufen: Patriarch José Da Costa Nunes, Vize-Camerlengo der Kirche, sodann die folgenden Sekretäre bzw. Assessoren der Kongregationen: Pietro Parente, Assessor des Heiligen Offiziums, Giuseppe Ferretto, Assessor der Konsistorialkongregation, Pietro Sigismondi, Sekretär der Propaganda, Antonio Samoré, Sekretär der Kongregation für die Außerordentlichen Angelegenheiten, Angelo Dell'Acqua, Unterstaatssekretär, Acacio Coussa, Assessor der Kongregation für die Orientalische Kirche, Cesare Zerba, Sekretär der Sakramentkongregation, Pietro Palazzini, Sekretär der Konzilskommission, Paolo Philippe, Sekretär der Ordenskongregation, Enrico Dante, Sekretär der Ritenkongregation, Dino Staffa, Sekretär der Studienkongregation, Vittorio Bartocetti, Sekretär der Apostolischen Signatur, Francesco Brennan, Dekan der Rota, Pietro Sfair, Erzbischof von Nisibi, Pio Paschini, Emeritierter Rektor der Lateranensischen Universität, Arturo Wynen, Emeritierter Auditor der Rota, Alberto Canestri, Emeritierter Auditor der Rota, Alfredo Cavagna, Prälat, Dom Pietro Salmón, Abt von San Girolamo, P. R. Garrigou-Lagrange OP, P. Alberto Vaccari SJ (alle nach „Osservatore Romano“, 17. 7. 60).

Zu Konsultoren der Theologischen Kommission wurden berufen: Prof. André Bride, Lyon, Prof. Johannes Brinktrine, Paderborn, Prof. Artur Janssens, Mecheln, Prof. Georges Jouassard, Lyon, Prof. Heribert Schauf, Aachen, sowie die Ordenspriester PP. Rosario Anastasio OCD, Marcel Bélanger OMI, Yves Congar OP, P. Dander SJ, Henri de Lubac SJ, Laurentius di Fonse OFMConv, Emanuele Doronzo OMI, Bernhard Häring CSSR, Alessandro Kerrigan OFM, Bōaventura Kloppenburg OFM, Michel Labourdette OP, P. Lécuyer CSSp, Ermenegildo Lio OFM, Leone Ambrogio Ondrak OSB, Amadeo Rossi CM, Gioacchino Salaverri SJ, Dominikus Unger OMCap, Johannes Witte SJ, Bartolomeo Xiberta OCarm, die Salesianer Domenico Bertetto und Giorgio Castellino, Prof. Ignaz Backes, Trier, Prof. Philippe Delhay, Lille, Prof. René Laurentin, Angers (alle nach „Osservatore Romano“, 18./19. 7. 60).

Zu Konsultoren der Kommission für die Bischöfe und Diözesen wurden ernannt: Marie-Joseph Lemieux, Erzbischof von Ottawa, Justin Daniel Simonds, Weihbischof von Melbourne, Miguel Dario Miranda y Gómez, Erzbischof von Mexiko, William Brady, Erzbischof von St. Paul (Minnesota), Helder Pessoa Câmara, Weihbischof von Rio de Janeiro, Jerome D. Hannan, Bischof von Scranton, Narciso Jubany Arnau, Weihbischof von Bar-

celona, Pablo Correa León, Bischof von Cúcuta, Thomas G. Muldoon, Weihbischof von Sydney, Albino Mensa, Bischof von Ivrea, Abt Emiliano Lucchesi (Vallombrosaner), P. Wilfried Joseph Dufault, Generalsuperior der Augustiner v. d. Assumption, P. Gennaro Fernández del S. Cuore, Generalprokurator der Augustiner-Rekollekten, P. Giacomo Martegnani SJ, P. Gommaro Michiols OFMCap, P. Carlo Szrant CSSR, P. Titus aus dem Passionistenorden (alle nach „Osservatore Romano“, 30. Juli 1960).

Aus Süd- und Westeuropa

Kirche und Politik in Italien Die häufigen und schwierigen Regierungskrisen sowie die blutigen politischen Zusammenstöße in den letzten Monaten haben begründete Besorgnis um den Bestand der Demokratie in Italien erregt. Seitdem die Democrazia Cristiana im Jahre 1953 die absolute Mehrheit im Parlament verloren hat, ist es nicht mehr gelungen, aus den Parteien der Mitte eine stabile Regierungskoalition zu bilden. Deshalb konnte, abgesehen von der Außenpolitik, keine einheitliche große Konzeption mehr verwirklicht werden, vor allem nicht auf sozialem Gebiet.

Die Schuld daran tragen aber nicht allein die Koalitionspartner der Democrazia Cristiana. Die politischen und sozialen Meinungsverschiedenheiten zwischen den einzelnen Gruppen und den beiden Flügeln dieser Partei haben ihre innere Festigkeit mit der Zeit so sehr erschüttert, daß die katholische Monatsschrift „Il regno“ (5. Mai 1960) vor einiger Zeit schreiben konnte: „Es ist eine Tatsache, daß die Wähler der Democrazia Cristiana ihr aus religiöser Disziplin die Stimme geben und daß die einzige solide Grundlage, die sie noch zusammenhält, in der Verteidigung des Heiligen liegt. . . Niemand macht mehr ein Geheimnis aus diesem Übergewicht der religiösen Belange über die Probleme des Regierens.“

Das ist keine befriedigende Feststellung. Die Kirche kann am wenigsten darüber glücklich sein, weil sie in der öffentlichen Meinung mit allen Mängeln und Kompromissen einer Politik des Improvisierens belastet wird. Daß diese Belastung mit dem notwendigen Stimmaufwand vor sich geht, dafür sorgt die starke marxistische Linke. Andererseits kann auch die Democrazia Cristiana auf die Dauer nicht ohne ein konkretes und zugleich großzügiges Aktionsprogramm auskommen und sich nicht nur darauf beschränken, Grundsätze zu verkünden, die in der Tagespolitik desavouiert werden.

Frontverbreiterung nach links

Das wird sowohl auf kirchlicher Seite wie von den politischen Führern erkannt. Es sind mehrere kirchliche Weisungen ergangen, die das Ziel verfolgen, klare Grenzen zwischen der Katholischen Aktion und der Partei zu ziehen. Vor allem soll jede Personalunion vermieden werden. Auch in der Partei bemüht man sich, vor allem auf dem linken Flügel, um eine betontere Eigenständigkeit, die natürlich voraussetzt, daß man ein politisches Konzept besitzt und auch die Aussicht, es zu verwirklichen. Um dieses Konzept und den einzuschlagenden Kurs wird seit Jahr und Tag in der Partei gerungen. Zwangsläufig halten alle Beteiligten nach Verbündeten jenseits der eigenen Reihen Ausschau, die das Gewicht der eigenen Posi-

tion innerhalb der Partei verstärken könnten. Eine Gruppe propagiert seit längerer Zeit den Gedanken der „apertura a sinistra“, der Frontverbreiterung nach links. Dabei handelt es sich um den Wunsch, die Linkssozialisten Nennis und über sie einen Teil der Arbeiterschaft für ein gemeinsames Vorgehen auf dem Gebiete der Sozialreform zu gewinnen und sie damit zugleich aus ihrem Bündnis mit den Kommunisten herauszulösen. Aber dieser Wunsch enthält ein großes Risiko, vergleichbar dem Wagnis des Werbens um Tito in der internationalen Politik. Die Sozialisten Nennis sind doktrinaire Marxisten, wenn sie auch ihre Selbständigkeit gegenüber den Kommunisten betonen. Der doktrinaire Marxismus aber sieht in der Macht und nicht in einer Sozialreform das primäre Kampfziel.

Kirchliche Intervention

Der Optimismus jener Politiker der Democrazia Cristiana, die es trotzdem mit Nenni versuchen wollen, wird von kirchlicher Seite nicht geteilt. Die Bischöfe halten das Risiko einer linksrevolutionären Entwicklung der Politik für so groß, daß sie in einer Reihe von Hirtenbriefen interveniert haben. In ihnen wird mehrfach auf das Dekret des Heiligen Offiziums hingewiesen, daß die Zusammenarbeit mit dem Kommunismus und seine parlamentarische Koalition auch mit einer anderen orthodox marxistischen Partei vom Standpunkt der katholischen Moral untragbar sei.

So ruft Kardinal Montini, der Erzbischof von Mailand, durch ein am 4. Juni 1960 publiziertes Hirten Schreiben seinem Klerus in Erinnerung, „daß man in Übereinstimmung mit den wiederholten Warnungen des Heiligen Stuhles und mit den Instruktionen der lombardischen Bischöfe die ‚apertura a sinistra‘ im gegenwärtigen Augenblick und in der zur Zeit beabsichtigten Form nicht be günstigen dürfe“.

Gegen den seitens der Linken erhobenen Vorwurf einer unerlaubten Einmischung der Kirche in die Politik erklärt Kardinal Montini: „Dieses Urteil von unserer Seite berührt zwar seinem Gegenstand nach das politische Gebiet. Es ist aber der Form nach nicht politisch, sondern pastoral, das heißt, es ergibt sich aus den doktrinären und praktischen Grundsätzen und den religiösen und sittlichen Belangen, die wir zu verkündigen und zu verteidigen das Recht und die Pflicht haben.“

Die Öffnung nach links hat, wie der Kardinal weiter sagt, sehr schwerwiegende Folgen für die Seelen in bezug auf ihren Glauben und ihr christliches Leben und für die Lage der Kirche in Italien. Es bestehen keine genügenden Garantien dagegen, daß daraus eine Gefahr für die katholische Sache wird. Deshalb könne man der Kirche nicht das Recht bestreiten, sie als unerlaubt zu bezeichnen; denn es sei Sache der Kirche, darüber zu urteilen, welche Grundsätze auf dem Spiel stehen und was die Garantien für ihre Erhaltung wert sind.

Der Kardinal bedauert, daß es nicht möglich ist, die demokratische Front zu verbreitern. Aber der vorgeschlagene Weg könnte vielleicht dazu führen, daß diejenigen sich der Demokratie bemächtigen, die ihre erklärten Feinde sind. Die gegenwärtigen politischen Schwierigkeiten einschließlich derer, die sich aus dieser oberhirtlichen Weisung ergeben könnten, seien zu bedauern. Doch müßten die Rücksichten auf das Reich Gottes auch auf den irdischen Lebensgebieten den Vorrang haben, und diese

fordern in der gegenwärtigen Krise eine starke Einheit aller Katholiken.

Reaktionen

Es ist leicht, sich vorzustellen, daß diese, wie Kardinal Montini sagt, ihrem Gegenstand nach politische Intervention der Kirche zu sehr erregten Reaktionen im öffentlichen Leben führte, ja sogar im Parlament hohe Wellen schlug. Nach dem Zwischenfall von Bari, wo der Erzbischof am 8. Mai 1960 bei der feierlichen Prozession zu Ehren des heiligen Nikolaus den Bürgermeister und die kommunistischen Magistratsmitglieder, als sie in ihrer offiziellen Funktion daran teilnehmen wollten, öffentlich vom Platz wies (was er ihnen aber vertraulich vorher angekündigt hatte), beschuldigte die Linke im Parlament die Hierarchie und den Heiligen Stuhl sogar des Konkordatsbruches und verfassungsfeindlicher Tätigkeit. Die übrigen antiklerikalen Kräfte äußerten sich zwar gemessener, aber doch in vorwurfsvollem Ton. In katholischen Kreisen und in der Democrazia Cristiana selbst fühlten sich die einen durch die energischen kirchlichen Stellungnahmen bestätigt, wobei es nicht immer leichtfällt, zu unterscheiden, inwieweit man sich hier der Kirche zu bedienen suchte und inwieweit man sich ihren Gesichtspunkten unterordnete, die anderen dagegen beriefen sich auf den rein politischen Charakter einer Entscheidung, wie sie die Bildung einer Koalition mit der Linken nach ihrer Ansicht darstellt, und auf die Kompetenz der Laien, eine politische Entscheidung nach eigenem Gewissen zu treffen.

Ein umstrittener Leitartikel des „Osservatore Romano“

In diesen Streit griff der „Osservatore Romano“ (18. Mai 1960) mit einem Leitartikel unter der Überschrift „Punti fermi“ ein, der seinem neuen Chefredakteur zugeschrieben wurde und weit über die Grenzen von Italien hinaus Aufsehen erregt und auch in katholischen Zeitungen Kritik gefunden hat. Der Aufsatz beginnt mit der Klage über eine „ungesunde laizistische Theorie“, die die Kirche ganz auf den heiligen Dienst beschränken wolle und die volle Autonomie der Gläubigen im bürgerlichen Leben proklamiere. Das führe zu einer „absurden Spaltung zwischen gläubigem und bürgerlichem Gewissen“. Dann stellt der Verfasser vier Grundsätze auf, die dieser Theorie und der daraus entstandenen Konfusion von den Katholiken entgegenzusetzen sind:

1. Da die Kirche das Recht und die Pflicht hat, die Gläubigen „auf dem Felde der Ideen und auf dem Felde der Aktion“ zu führen und zurechtzuweisen, muß jeder Katholik auf jedem Gebiete seines Lebens sein privates und öffentliches Verhalten den Gesetzen, Weisungen und Instruktionen der Hierarchie anpassen.

2. Das politisch-soziale Problem kann von der Religion nicht getrennt werden. Deshalb hat die Kirche, besonders wenn die Politik den Altar berührt, das Recht und die Pflicht, dort zu intervenieren, um den Gläubigen zu helfen, daß sie die Entscheidung treffen, die nach den Grundsätzen der Moral und der christlichen Sozialphilosophie die beste ist.

Der dritte und vierte Punkt aber fanden besondere Aufmerksamkeit:

3. „Auf politischem Gebiet kann sich das Problem einer Zusammenarbeit mit denen ergeben, die keine religiösen Grundsätze anerkennen. Dann steht es der kirchlichen

Autorität zu und nicht dem Belieben der einzelnen Gläubigen, über die sittliche Erlaubtheit einer solchen Zusammenarbeit zu urteilen; ein Konflikt zwischen diesem Urteil und der Meinung der Gläubigen ist in einem wirklich christlichen Gewissen nicht vorstellbar; jedenfalls müßte er gelöst werden im Gehorsam gegen die Kirche, die Hüterin der Wahrheit.“

4. „Der unauflöslche Gegensatz zwischen dem marxistischen System und der christlichen Lehre ist an sich so evident wie der Gegensatz zwischen Materialismus und Spiritualismus, zwischen Atheismus und religiösem Glauben. Deshalb kann die Kirche den Gläubigen nicht gestatten, den Bewegungen, die die marxistische Ideologie und ihre Folgerungen annehmen und sich an ihnen orientieren, anzugehören, sie zu begünstigen oder mit ihnen zusammenzuarbeiten. Die Anhängerschaft oder Zusammenarbeit würde unvermeidlich zur Aufgabe und Opferung der unveräußerlichen Grundsätze des Glaubens und der christlichen Moral führen.“

Es sei bedauerlich, daß katholische Politiker sich nicht nur in Gegensatz zu diesen Prinzipien begäben, sondern sie auch noch mit großer Oberflächlichkeit und Verwegenheit kritisierten. In dieser schweren Stunde müßten alle Katholiken diszipliniert zusammenhalten und sich hinter die Hierarchie stellen, die mit Recht das Urteil gefällt habe, daß in der konkreten politischen Situation wichtige religiöse und sittliche Prinzipien in Mitleidenschaft gezogen werden.

Nach den oben dargestellten Umständen hatte dieser Leitartikel den Zweck, der Intervention der italienischen Bischöfe bei den gläubigen Katholiken innere Zustimmung zu verschaffen, wenn auch am Anfang davon gesprochen wird, daß die Ideenkonfusion „besonders unter einigen Völkern“ verbreitet sei. Aber da der Artikel im „Osservatore Romano“ erschien und noch dazu in einer magistralen Sprache und in der Form einer Darstellung von Grundsätzen, deren Zusammenhang mit einer besonderen Situation nicht ohne weiteres erkennbar war, fand er weiteste Beachtung.

Beansprucht die Kirche politische Macht?

Seine politische Auswirkung bekam auf der Stelle der amerikanische Präsidentschaftskandidat Kennedy zu spüren, der von den Journalisten zu einer Stellungnahme genötigt wurde. Da das nicht der Ort für die ausführlichen Erörterungen war, die die „punti fermi“ nötig haben, wenn sie richtig verstanden werden sollen, blieb ihm nichts anderes übrig, als daß er sich auf den amerikanischen Verfassungsgrundsatz der Trennung von Kirche und Staat berief, der ein Weisungsrecht in politischen Fragen seitens der Kirche ausschließe. Er bestritt, der „Neuen Zürcher Zeitung“ (5. Juni 1960) zufolge, daß der Papst aus Gewissensgründen jemals seine Beschlüsse beeinflussen könnte. Man wird nicht sagen, daß das eine sehr exakte Formulierung war, aber sie zeigt, daß eine allzu einfache Bereinigung von Konfusionen unter Umständen neue Konfusionen schafft. Von welcher Art, das sieht man aus der Charakteristik, mit der das Schweizer Blatt den Artikel des „Osservatore“ bedacht hat, wobei es für eine weitverbreitete Meinung in den religiös gemischten Ländern, vor allem in denen mit einer katholischen Minorität, gesprochen haben dürfte: „In dem Artikel tritt die theokratische Konzeption zutage: der Lenkungsanspruch der geistlichen Autorität in den weltlichen Angelegenheiten,

verbunden mit dem Verzicht der Laien auf die Souveränität des Urteils und der Entscheidung.“

Das ist ein Mißverständnis katholischer Theologie. Wenn die Hierarchie erklärt, daß die politische Zusammenarbeit mit Marxisten in einem konkreten Fall und unter ganz besonderen Umständen sittlich unerlaubt ist, dann hat sie dadurch weder eine allgemeine sittliche Regel für das Verhältnis zwischen Katholiken und Marxisten geschaffen noch viel weniger ganz allgemein die politische Führung der Gläubigen in die Hand genommen, das heißt eine Theokratie aufgerichtet. Es ist eines der obersten Prinzipien katholischer Moraltheologie, daß die sittliche Qualität einer Handlung nicht nur durch ihre innere Beziehung zum Sittengesetz und die Absicht des Handelnden, sondern auch durch die jeweiligen Umstände ihres Vollzuges bestimmt wird. Die Umstände können eine bestimmte Handlungsweise manchmal verbieten, ein andermal gestatten oder sogar zur Pflicht machen. So kann etwa die Führung eines Krieges in einem Fall sittlich erlaubt oder gar geboten sein, in einem andern Falle dagegen sittlich verboten. Nichts anderes haben die Bischöfe Italiens bezüglich der „apertura a sinistra“ festgestellt, während z. B. die polnischen Bischöfe ihren Gläubigen nach dem Oktoberumsturz ein anderes Verhalten nahelegten. Mit Theokratie hat weder das eine noch das andere im geringsten etwas zu tun.

Die katholische Presse und der „Osservatore Romano“

Das bedauerliche Mißverständnis des Aufsatzes im „Osservatore Romano“ wäre vielleicht nicht entstanden, wenn der Verfasser sich so ausgedrückt hätte, daß die Beziehung zwischen seinen unbezweifelbaren Grundsätzen und dem Fall, auf den er sie anwenden wollte, ersichtlich gewesen wäre. Die angesehene britische katholische Zeitschrift „The Tablet“ (4. Juni 1960) hat aus diesem Anlaß an das vatikanische Blatt eine Bitte geäußert, der sich katholische Zeitschriften anderer Länder sicherlich anschließen — eine Bitte, die auch dem künftigen Konzil vorgetragen worden ist —, man möge doch in Rom, auch in der Form aller Äußerungen, an die ganze Welt denken und das, was, entsprechend den Umständen, für Italien gilt, nicht so ausdrücken, daß die übrige Welt dadurch verwirrt wird. „The Tablet“ fügt hinzu, daß man anderswo auch Verständnis dafür haben müsse, daß die Kirche in Italien eine einzigartige Lage zu meistern hat, was übrigens auch für Spanien gilt. Aber es ist sehr nachteilig, wenn dadurch Eindrücke hervorgerufen werden, wie sie sich im Urteil der „Neuen Zürcher Zeitung“ widerspiegeln.

In Frankreich haben die „punti fermi“ des „Osservatore Romano“ auf dem Straßburger Lehrerkongreß dazu erhalten müssen, um zu beweisen, daß „der Vatikan vor kurzem in einem niederschmetternden Dokument seine Weigerung bekundet hat, die Autorität der Kirche auf streng religiöse Fragen zu beschränken, und seinen Willen, kraftvoller als in der jüngeren Vergangenheit auf politischem und sozialem Gebiet zu intervenieren“ (vgl. den Bericht in „Le Monde“, 10./11. 7. 60). Der Kongreß forderte mit Hinweis darauf die vollständige Laisierung des französischen Bildungswesens.

Die führenden katholischen Zeitschriften des angelsächsischen Raumes, von denen hier „The Tablet“, „America“ und „The Commonweal“ genannt werden mögen, bemühten sich, ihren Lesern die Umstände nahezubringen,

die zum Verständnis der Sache nötig sind, und wandten dafür erhebliche Mühe auf.

Sehr heftig reagierte die katholische Presse der Niederlande, am deutlichsten wohl die von Dominikanern herausgegebene Wochenschrift „De Bazuin“ (28. Mai 1960). Sie legt zunächst den Finger auf die Unsitte, das Wort „Rom“ im theologischen oder religiösen Gespräch ohne jede weitere Unterscheidung als Autoritätsbeweis ins Feld zu führen. Ebenso notwendig sei das Unterscheidungsvermögen bei der Beurteilung der Inhalte dessen, was aus Rom kommt. Die Thesen des „Osservatore Romano“, wenn sie, wie geschehen, ohne weitere Unterscheidung vorgetragen werden, nennt das Blatt der niederländischen Katholiken ultraorthodox und keineswegs repräsentativ für die katholische Lehre. „Man muß geradeheraus sagen, daß wir es hier mit einer extremen Stellungnahme zu tun haben, mit einem ultraorthodoxen Standpunkt, der diesseits der Alpen weder in der Theorie noch in der Praxis von irgendeinem Katholiken vertreten wird, außer von denen, die hinter dem Banner des Integralismus marschieren. Mit Recht hat die ‚Tijd‘ in ihrer Rubrik ‚Freie Kommentare‘ die Figur von Windthorst beschworen, ‚der in den Tagen des Kulturkampfes so klar und freimütig gegenüber der römischen Autorität seine Unabhängigkeit als katholischer Bürger verteidigt hat.‘“ Die Zeitung „De Linie“ (28. 5. 60), die von Jesuiten redigiert wird, stimmt den Prinzipien zu, von denen der „Osservatore“ ausgeht, um aber sogleich seine Folgerungen zu bezweifeln: „Es bleibt der springende Punkt: die Zusammenarbeit mit Nichtkatholiken. Kann man wirklich so allgemein behaupten, daß allein und ausschließlich die kirchliche Autorität über die sittliche Erlaubtheit einer solchen Zusammenarbeit zu entscheiden hat? Es ist natürlich wahr, daß die Kirche allein grundsätzliche sittliche Urteile abzugeben befugt ist. Aber folgt daraus, daß in einer gegebenen konkreten Situation dem Laien jede eigene Verantwortung abgenommen wird? Keineswegs. Die Katholiken leben überall mit Nichtkatholiken und Nichtgläubigen zusammen und müssen mit ihnen zusammenarbeiten. Diese Zusammenarbeit hat, je nach den Umständen, viele Möglichkeiten . . . Der Artikel im ‚Osservatore Romano‘ wirkt verwirrend. Er erweckt den Eindruck, als ob er die eigene Verantwortung der Laien praktisch wegnehmen will, und außerdem sagt er in allgemeinen Ausdrücken etwas, was offensichtlich eine äußerst konkrete italienische Situation angeht.“ Das Blatt meint, es könne Katholiken geben, die über diese Situation anderer Ansicht sind als das vatikanische Organ, ohne daß sie deshalb mit den allgemeinen Normen und Direktiven der Kirche in Konflikt geraten müssen.

Inzwischen hat sich auch in Italien eine Auslegung der „punti fermi“ Gehör verschafft, die die politische Intervention der Kirche auf jene Grenz- und Ausnahmefälle eingeschränkt wissen will, in denen direkte und schwere Gefahr für die religiösen Belange besteht. Nach dem Urteil der Hierarchie ist in Italien zur Zeit ein solcher Fall gegeben, weil der Sozialismus Nennis keinen Vergleich mit der Sozialdemokratie anderer Länder zuläßt. Mit diesem Urteil ist aber kein Präjudiz gegen die politische Aktionsfreiheit der italienischen Katholiken geschaffen worden. Daß jegliche Freiheit dort ihre Grenze hat, wo der Glaube in Gefahr kommt, ist jedem Katholiken selbstverständlich. Er weiß aber auch, daß die Markierung dieser Grenze etwas anderes ist als eine allgemeine Bevormundung.

Der 6. Weltkongreß der katholischen Presse in Spanien Der 6. Weltkongreß der katholischen Presse versammelte vom 6. bis 10. Juli 1960 vierhundert katholische Presseleute aus 28 Nationen in der Sommeruniversität des spanischen Biskayabades Santander (vgl. zum 5. Kongreß: Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 57 f.). Die angemeldeten polnischen Teilnehmer mußten durch ein Telegramm von Msgr. Mielinski absagen, da sie keine Ausreiseerlaubnis erhalten hatten.

Das Kongreßthema lautete: „Die katholische Presse als Band der Einheit zwischen den Völkern.“ Es wurde in großen Referaten behandelt von Thurston Davis SJ, USA (Grundsatzreferat), Senatspräsident und Bundesverfassungsrichter Prof. Wilhelm Geiger, Deutschland (Die zwischenstaatlichen internationalen Institutionen), J. P. Dubois-Dumée, Frankreich (Die internationalen katholischen Organisationen), Gary MacEoin, Irland, Vertreter der Internationalen Union der katholischen Presse bei den UN (Die Beziehungen zu den Vereinten Nationen), Professor Lamberto de Echeverría, Spanien (Das Ökumenische Konzil und die öffentliche Meinung in der Kirche) und dem spanischen Pressebischof Msgr. Pedro Cantero von Huelva.

Organisatorisches

Graf dalla Torre, bis 1960 Direktor des „Osservatore Romano“ und seit mehr als 25 Jahren der Präsident der internationalen katholischen Pressearbeit, konnte aus Krankheitsgründen nicht mehr am Kongreß teilnehmen und reichte schriftlich seine Demission ein; in Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm die „Goldene Feder des katholischen Journalisten“ zuerkannt (die erstmals 1957 an Dr. Friedrich Funder verliehen worden war). Das neue Präsidium übernimmt bis zum nächsten Kongreß ein Viererkollegium, bestehend aus den Präsidenten der drei Sektionen sowie dem geschäftsführenden Vorsitzenden Raimundo Manzini, dem neuen Direktor des „Osservatore Romano“. Bis zum nächsten Kongreß, der für 1963 nach Ottawa in Kanada eingeladen ist, müssen auch die neuen Statuten der Union ausgearbeitet werden, nachdem aus Italien ein Statutenentwurf vorliegt, der die Ausweitung der „Internationalen Union der katholischen Presse“ (UIPC) zu einer „Internationalen Katholischen Union der Presse“ (UICP) vorsieht. Deutscher Delegierter in der eingesetzten Statutenkommission ist Verlagsdirektor Dr. Karl Bringmann, Düsseldorf.

Als Generalsekretär der Union amtiert weiterhin P. Émile Gabel, Straßburg-Paris, als Schatzmeister Albert Trchsel, Genf. Unverändert blieb auch die Vertretung bei den UN (Gary MacEoin, New Jersey), die Vertretung bei den Internationalen Katholischen Organisationen (J. P. Dubois-Dumée, Paris) und das Sekretariat für Lateinamerika (César L. Aguiar, Montevideo).

Die Präsidenten der einzelnen Sektionen erfuhren nur geringe Veränderungen. Vorsitzender des internationalen katholischen Verlegerverbandes ist nach wie vor Antoine Wenger AA (Direktor von „La Croix“, Paris), des Journalistenverbandes Marc Delforge („Courrier“, Namur), des Verbandes der Nachrichtenagenturen Herman Haec SJ („Fides“, Rom).

Pater Gabel legte in seinem Rechenschaftsbericht offen dar, daß im Verhältnis zu den anstehenden Aufgaben nur sehr wenig erreicht worden ist. Die Finanzen reichen nicht einmal für eine qualifizierte Sekretärin und für die eng-

liche und spanische Übersetzung des Bulletins. Immerhin konnte aber die internationale Zusammenarbeit — auch gegenüber UNESCO und ECOSOC — in den letzten Jahren beträchtlich verbessert werden. Von großer Bedeutung kann der Beschluß der vollzählig vertretenen katholischen Nachrichtenagenturen sein, ihre römischen Vertretungen zu koordinieren und zu einer gemeinsamen römischen Presseagentur auszubauen; der Kongreß sprach sich außerdem wiederum einmütig gegen die unzureichende vatikanische Nachrichtenpolitik aus und forderte eine bessere Unterrichtung.

Es war kennzeichnend für die globale Ausweitung der katholischen Pressearbeit, wenn die Sektion der Nachrichtenagenturen als neues Vorstandsmitglied einen Afrikaner, den Vertreter der jungen kongolesischen Agentur „DIA“, hinzuwählte. Als neuer Zweig wird bis zum nächsten Kongreß der Verband katholischer Journalistenschulen gegründet werden; das vorbereitende Komitee steht unter dem Vorsitz des Leiters der katholischen Journalistenschule von Lille. In mehreren Arbeitsgemeinschaften behandelte der Kongreß aktuelle Fragen der geistigen und technischen Anpassung der Presse heute.

Thematisches

„Das Hauptthema hätte sehr wohl zu akademischen Erörterungen und enthusiastischen Phrasen verführen können. Daß diese Gefahr vermieden wurde, macht den Veranstaltern um so größere Ehre, als die rhetorischen Neigungen eines romanischen Landes sie eher begünstigt hätten“ (Rheinischer Merkur, 22. 7. 60). Es war eine noble Geste der beiden nordamerikanischen Hauptredner, daß sie ihre Referate spanisch vortrugen.

Senatspräsident und Bundesverfassungsrichter Wilhelm Geiger, Karlsruhe, gab ein recht pessimistisches Bild unserer internationalen Lage, in der „der Friede nicht effektiv geworden ist“. Die Organisation der Vereinten Nationen weist nicht fortschrittlich in die Zukunft, sondern hängt am antiquierten Nationalprinzip; sie hat vor den Weltproblemen versagt und ist durch die direkte Aktivität der Staaten: Diplomatie, politische Reisen, Gipfelkonferenzen, überspielt worden. Für eine internationale Justiz fehlt die Übereinstimmung über die Funktion des Rechts: Beherrscht das Recht die Macht oder umgekehrt? Als Aufgabe der katholischen Presse formulierte Professor Geiger: ausreichende Informationen über die großen Zusammenhänge, Werbung für die konkrete internationale Zusammenarbeit, intensive sachliche Koordination der Pressearbeit.

Dubois-Dumée und MacEoin konkretisierten diese Aufgabenstellung für die rund 40 internationalen katholischen Organisationen bzw. für die Tätigkeit der UN. Die katholischen Verbände sind bei allen ihren Mängeln ein wichtiges Feld des katholischen Lebens und der Versuch, in der Welt gegenwärtig zu sein; sie werden heute in einem erstaunlichen Tempo immer internationaler und bedürfen notwendig der Koordinierung. MacEoin gab einen lebendigen Überblick über seine solide Arbeit als Repräsentant bei den amerikanischen UN-Institutionen und über die weltanschaulichen Schwierigkeiten dieser Gemeinschaft.

Kardinalstaatssekretär Tardini hatte in einem Brief an den Kongreß vor allem zur konkreten Hilfe für die Entwicklungsländer aufgefordert. „Von überallher dringen bewegende Rufe zu uns, aus dem Schwarzen Afrika wie

aus Indien, aus Südamerika wie aus Korea: Eine von Ihrer Union organisierte technische Pressehilfe ist unbedingt erforderlich und entspricht den oft wiederholten Mahnungen des Heiligen Vaters.“ Dieses Thema stand durchaus zentral in der Arbeit des Kongresses und erfuhr durch die eingehenden Schilderungen des indischen Erzbischofs von Nagpur und den Diskussionsvorsitz eines indonesischen Geistlichen ein lebendige Illustration. Aber auch die Analyse des Lateinamerikasekretärs *Aguiar* war sehr desillusionierend: Lateinamerika hat zwar rund 2000 katholische Publikationen, davon aber nur 21 Zeitungen und im übrigen 1900 winzige Blättchen von minimaler Qualität und minimaler Bedeutung, die aus apologetischen, erbaulichen und anekdotischen Artikelchen zusammengesetzt sind. In einer Entschließung des Kongresses verpflichteten sich die katholischen Presseorgane und die Union zur technischen Hilfe, zum internationalen Austausch von Mitarbeitern, zur Ausbildung von Journalisten aus den Entwicklungsländern und zur finanziellen Hilfe durch jährliche Spendensammlungen.

Ein hervorragendes Referat über das kommende Konzil hielt der spanische Kanonist *Lamberto de Echeverría*, zugleich Direktor der „*Propaganda Popular Católica*“; wir werden auf dieses Referat in anderem Zusammenhang noch zurückkommen. In einer Schlußresolution versichern die Kongreßteilnehmer, sie würden „dem vorbereitenden Konzil ein breites Echo widmen; sie möchten darüber im Einklang mit den praktischen Forderungen der modernen Massenkommunikationsmittel informiert werden, damit sie die öffentliche Meinung auf dieses große Ereignis der Kirche wirksam vorbereiten können“.

Spanien als Tagungsland . . .

Radio Vatikan sagte in einem Kommentar zum Kongreß: „Die Presse ist wahrscheinlich das wirksamste Instrument, um ein echtes brüderliches Verständnis unter allen Nationen zu erzielen. Sie kann informieren, erleuchten und überzeugen, sie kann entweder trennen oder vereinen, zerstören oder aufbauen, Gräben ziehen oder Brücken der Freundschaft und des Verständnisses bauen.“ Bischof *Cantero* forderte in seiner Schlußansprache die Journalisten der Welt auf, „mehr das herauszustellen, was versöhnt und eint, als das, was Ärgernis schafft und trennt“. Für die Haltung seines Landes in dieser Frage betonte er: „Spanien und der spanische Katholizismus und die spanische katholische Presse sind und waren nie (können und dürfen es nie sein) abgesperrte Inseln, die sich den Forderungen des internationalen Zusammenlebens der Völker verschließen.“ Ähnlich unterstrich *Alberto Martín Artajo* (von 1945 bis 1957 spanischer Außenminister, heute Verlagsdirektor der „*Editorial Católica*“ und der führende Laie der katholischen Presse Spaniens) den Wandel der öffentlichen Meinung: Spanien sei heute zur internationalen Zusammenarbeit bereit, dürfe aber nicht als „armer Verwandter“ gelten. Die spanischen Vorbehalte betreffen die institutionelle Gleichstellung von Religion und Atheismus.

. . . und der Kongreß

„Die Wahl Spaniens als Ort für diesen Kongreß hat einige Unruhe verursacht, da viele katholische Journalisten befürchten, irgendwie in ein raffiniertes politisches Manöver der Regierung hineingezogen zu werden und damit der gegenwärtigen spanischen Pressesituation eine moralische

Rechtfertigung zu geben“ (*La France Catholique*, 1. 4. 60). In der Tat wollte die Regierung Franco zunächst offiziell auf dem Kongreß in Erscheinung treten, traf damit aber auf den unterschiedenen Widerstand der spanischen katholischen Presse und der spanischen Kirche. Diese verzichteten dafür auf jegliche staatliche Unterstützung und trugen die Kosten des Kongresses mit rund 600 000 Peseten allein. Die Regierung des Gastlandes war dann bei der Tagung nicht einmal durch einen Beamten vertreten. An den Regierungschef des Gastlandes wurde das „wohl kühlest und kürzeste Grußtelegramm“ gerichtet, „das Franco je erhalten hat“ (*KNA*, 23. 7. 60); es wurde nur durch Francos Sekretariat und in noch kühlerem Ton beantwortet. Mit Ausnahme der Lokalzeitungen von Santander und der katholischen nordspanischen „*Gaceta del Norte*“ (*Bilbao*) wurde der Kongreß in der gesamten spanischen Tagespresse nur ganz am Rande behandelt; die reichbebilderte führende Tageszeitung „*ABC*“ brachte kein einziges Foto. Lediglich die Ansprache des Nuntius an die Kongreßteilnehmer, in der dieser die Leiden der spanischen Kirche im Bürgerkrieg und die Leistungen des gegenwärtigen Regimes hervorhob, mußte auf Anweisung des Informationsministeriums in allen Zeitungen auf der Titelseite in ganzer Breite berichtet werden.

In einer Schlußresolution des Kongresses wurde nochmals an das Memorandum in der Frage der Pressefreiheit erinnert, das die UIPC vor wenigen Monaten an die Vereinten Nationen gerichtet hat. Der erste Hauptredner, *Thurston N. Davis SJ* (Direktor von „*America*“, *New York*), hatte in seinem Referat sehr deutliche Worte gegen die Unterdrückung der Pressefreiheit gefunden; er nannte Freiheit und Freimütigkeit als „Zeichen der Zeit“ und zitierte sehr geschickt *Martín Artajo* aus dessen katholischer Tageszeitung „*Ya*“: „. . . Die Stimme der Staatsbürger zu ersticken, sie gewaltsam zum Schweigen zu bringen ist ein Attentat gegen die natürlichen Rechte des Menschen, eine Verletzung der von Gott bestimmten Weltordnung . . .“

Spaniens Kirche auf dem Gebiet von Rundfunk und Film In Spanien sind immer wieder reizvolle Einzelheiten anzutreffen, die zeigen, in welcher Unmittelbarkeit die spanische Kirche — aller oft beklagten „Verbürgerlichung“ zum Trotz — noch immer mit dem Volk verbunden ist und dabei moderne Mittel einsetzt, die der Kirche in zivilisatorisch höher entwickelten Ländern längst entgangen sind.

Seit nunmehr dreieinhalb Jahren besteht ein Rundfunksender „Die Stimme der Pfarrei“ in *Vélez*, einem Städtchen von 18 000 Einwohnern in der Nähe von *Málaga*. Die Initiative ging damals von dem jungen Erzpriester *José del Campo* aus, der nichts mitbrachte als seine Begeisterung und seinen guten Willen. (Die spanischen Erzpriester entsprechen unseren Dekanen, doch sind die Dekanate erheblich kleiner.) Heute arbeiten, zum größten Teil ehrenamtlich, bereits 30 Personen für den Sender. 95 % der Rundfunkhörer von *Vélez* und Umgebung haben sich der „Stimme der Pfarrei“ angeschlossen, und mehr als 1000 Radiogeräte wurden zum Abhören dieses Senders gekauft.

Die abwechslungsreichen Sendungen sind ganz auf das lokale Landmilieu abgestellt. Vor allem zwei Sendereihen ragen heraus; die eine nennt sich „*Landschule*“ und dient zur Unterstützung der „*Kapellenschulen*“ des Erz-

bistums, mit denen junge Lehrerinnen in die entferntesten Flecken des andalusischen Landes hinausziehen. Die Sendereihe „Caritas“ vereinigt an jedem Samstag buchstäblich die ganze Hörgemeinde am Radiogerät. Nach allgemeinen Ausführungen werden jeweils konkrete Fälle von Notleidenden vorgestellt und die Hörer zu Spenden oder Hilfsmaßnahmen aufgerufen. Im allgemeinen kommen schon während der Sendung selbst Telefonanrufe von hilfsbereiten Hörern, auch aus ganz anderen Gegenden Spaniens. Kein einziger der in den zwei Jahren bisher vorgetragenen Fälle blieb ungelöst. Den Rekord hält ein Samstag, an dem die vorgestellten Notfälle bereits innerhalb vier Minuten telefonisch ihre Abhilfe fanden.

„Die Stimme der Pfarrei“ von Vélez-Málaga ist nur einer von 102 Rundfunksendern (auch größeren Umfangs, vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 326 f.), die die Kirche in Spanien heute unterhält.

Auf dem Gebiet des Films entfaltete ein anderer Pfarrer, Juan J. Garmendia von Tolosa im Baskenland, eine noch fruchtbarere Initiative. Er gründete in den vergangenen zehn Jahren im Einverständnis mit der Bischöflichen Kommission für Film, Funk und Fernsehen einen Verband der katholischen Filmtheater „Fides“, der in Vertretung der einzelnen Lichtspielhäuser mit den Verleihfirmen verhandelt, Abschlüsse tätigt und auch auf die Neuproduktion Einfluß nimmt. „Fides“ umfaßt heute bereits 579 von 5300 Lichtspielhäusern und ist als Faktor im spanischen Filmwesen nicht mehr wegzudenken.

Bilan du Monde — eine Enzyklopädie über die Kirche in der Welt

Anfang April 1960 ist der zweite, abschließende Band eines Werkes erschienen, das in seiner Art in der katholischen Welt einmalig ist. „Bilan du

Monde. Encyclopédie Catholique du Monde Chrétien“ — so lautet sein Titel — versucht „Bilanz zu ziehen“ über den Zustand unserer modernen Welt, über den Zustand der Kirche und ihre Präsenz in der Welt. (Das Werk ist bei Casterman, Paris/Tournai, erschienen. Der erste Band umfaßt 428 S., der zweite 832 S. Preis für Bd. 1: 180 bfrs, für Bd. 2: 330 bfrs.)

Die drei Hauptteile des Werkes haben folgende Titel: Die Welt, Die großen Kulturkreise der Erde, Die Länder. Alle Teile sind nach dem gleichen Schema gebaut: in ihnen wird zunächst der soziale und kulturelle Zustand und anschließend die Gegenwart und Gegenwartigkeit der Kirche behandelt.

Im ersten Hauptteil: Die Welt, kommen folgende Themen zur Sprache: Weltbevölkerung, Geburtenkontrolle, das Problem der Verstädterung, Wanderungs- und Flüchtlingsfragen, die Entwicklungsvölker, die Unabhängigkeitsbewegungen in Asien und Afrika, die Welt des Arbeiters, die bäuerliche Welt, Wissenschaft und Technik, Begegnung der Kulturen, die internationalen Organisationen, die großen Weltreligionen. Daran schließt sich die Darstellung der sichtbaren Weltkirche an: Päpste und Konzilien, der Vatikan (Organisation und Universitäten), Verteilung der Katholiken in der Welt, die orientalischen Christen, Orden und Kongregationen, ferner Geschichte und Bedeutung der Ökumenischen Bewegung, die Missionen, die Liturgische Bewegung, das Laienapostolat usw. — Im zweiten Hauptteil werden vorgestellt: Nord- und Südamerika, die Arabische Welt, Westeuropa, der kommunistische Block, Asien und Ozeanien, immer wieder unter dem doppelten Aspekt, dem sozial-kulturellen und

dem der Bedeutung der Kirche in diesen Regionen. Der dritte Teil (er füllt den zweiten Band des Werkes mit über 800 Seiten) bietet über 189 Monographien über die Präsenz der Kirche in den einzelnen Ländern.

Die Fülle und Weite der Fragen, die mit solchen Themenstellungen verbunden sind, läßt vermuten, daß das Werk die Probleme nur anreißen oder grob skizzieren kann. Das ist jedoch nicht der Fall. Dadurch daß die Herausgeber — das Centre de Recherches socio-religieuses in Brüssel unter der Leitung von Abbé François Houtart und das Centre von „Église Vivante“ in Löwen unter der Leitung von Abbé Bruls und Abbé Frisque — sich von Anfang an der lexikographischen Abbeviatur bedienen, haben sie eine kaum überbietbare Fülle von Materialien: Zahlen, Daten und Anschriften, in das Werk aufnehmen und verarbeiten können. So bietet z. B. die 20seitige Darstellung der Kirche in den beiden Deutschland mehr an Informationen als irgendein derzeit greifbarer deutschsprachiger Führer durch das katholische Deutschland. Das Werk bietet zudem den Vorteil, daß alle Angaben auf den neuesten Stand gebracht sind (Abschluß: 1. 1. 1960).

„Bilan du Monde“ ist also eine riesige Sammlung von Informationen und Materialien über die Welt und die Kirche in der Welt. Der weitgehende Verzicht auf eine direkte Darstellung aktueller Probleme und Aufgaben der Kirche sowie deren geschichtlicher Voraussetzungen (in den Ländermonographien) läßt zuweilen den Eindruck einer verkürzten, allzu statisch-statistischen Wirklichkeit entstehen. Doch verliert sich der Eindruck, wenn man die einzelnen Angaben in die größeren, in dem ersten und zweiten Teil des Werkes behandelten Problemkreise stellt, aus denen sie herausgewachsen sind. Man kann also die Darstellungsweise in „Bilan du Monde“ mit der Formel kennzeichnen: im einzelnen Statik, im Ganzen Dynamik.

„Die Kirche“ wird in „Bilan du Monde“ als die für alle Welt „sichtbare“ verstanden, also als soziales Gebilde, das mit den von den Herausgebern und ihren Mitarbeitern angewandten empirisch-soziologischen Methoden erfassbar ist. Daher findet man in den beiden Bänden auch nur selten Auskünfte über die heute vorherrschenden geistigen Strömungen in der Kirche bzw. in den einzelnen Ländern.

Die eigentliche Leistung der Herausgeber und Mitarbeiter des Werkes besteht darin, daß es ihnen zum ersten Male gelungen ist, das unübersehbar gewordene Material über die Kirche in der einen Welt zu sammeln und so zu ordnen, daß Größenordnungen sichtbar werden, die in vielen Fällen vergleichbar sind. Dadurch gewinnen die einzelnen Angaben einen Wert, der weit über den der reinen Information hinausgeht.

Erster Weltkongreß der MIJARC in Lourdes

Vom 27. bis 29. Mai 1960 fand in Lourdes der Erste Weltkongreß der MIJARC (Mouvement International de la Jeunesse Agricole et Rurale Catholique) statt. Die MIJARC — der Dachverband aller nationalen katholischen Landjugendverbände, der 1954 auf holländisch-belgische Initiative hin gegründet wurde und 1958 seine Approbation als internationale katholische Organisation vom Heiligen Stuhl erhielt — hatte den Kongreß unter das Thema „Der Hunger in der Welt“ gestellt.

Entsprechend den Möglichkeiten, die Lourdes als Kongreßstadt bietet, hatten die — vornehmlich — belgisch-französischen Organisatoren die Zahl der Kongreßteil-

nehmer von vornherein beschränkt. Immerhin waren es doch mehr als 26 000 Delegierte aus mehr als 60 Ländern der Erde, die sich in Lourdes versammelten. Den Hauptanteil stellten mit ca. 12 000 Teilnehmern die Franzosen, die Zahlen der Delegierten aus den übrigen europäischen Ländern bewegten sich zwischen 2000 und 500; die Zahl der farbigen Teilnehmer (vor allem aus den süd- und mittelamerikanischen Ländern, aber auch aus den ehemaligen französischen und belgischen Territorien Afrikas, zu denen sich noch kleinere Gruppen aus Asien und Ozeanien gesellten) belief sich auf 360.

Welche Bedeutung dem Kongreß bzw. der Arbeit der MIJARC heute in der Welt zugemessen wird, wurde durch die ungewöhnlich große Teilnahme von offiziellen Beobachtern und Gästen deutlich. Von den in Lourdes anwesenden 28 Erzbischöfen und Bischöfen (von denen mehrere einheimische Afrikaner waren) verdienen die beiden Kardinäle P. M. A. Richaud, Erzbischof von Bordeaux, und William Godfrey, Erzbischof von Westminster, besondere Erwähnung. Die Regierung de Gaulle hatte als offiziellen Vertreter ihren Landwirtschaftsminister nach Lourdes geschickt. Allein die österreichische Ehrendellegation zählte 70 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, darunter Alt-Nationalratspräsident F. Hurdes und Landeshauptmann H. Gleißner von Niederösterreich; dazu kamen weitere Altminister aus Belgien und Holland. Auch die FAO und die UNESCO waren vertreten. Der Besuch einer offiziellen polnischen und ägyptischen Delegation hatte sich in letzter Minute zerschlagen, während die israelischen Beobachter wie vorgesehen teilnehmen konnten.

Die Aufgabe des Kongresses

Die Aufgabe, die von den Verantwortlichen auf diesem Kongreß zu leisten war, bestand in der Beantwortung zweier Fragen: Was haben junge Katholiken heute unter der internationalen Sozialen Frage zu verstehen und, zweitens, wie kann die internationale Soziale Frage, ihre Realität, Härte, Vielschichtigkeit, ihre Voraussetzungen wie ihre Bedeutung für die Zukunft der Welt sowie die damit verbundenen Aufgaben, jungen katholischen Menschen aus bäuerlichen Milieus aller Länder und Kontinente wirksam vor Augen gestellt und bewußt gemacht werden?

Es braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, wenn diese beiden Aufgaben auch nur in den Ansätzen einigermaßen zufriedenstellend gelöst werden sollten. In der zweijährigen Vorbereitungszeit für den Lourdes-Kongreß ging das Gespräch zwischen den Führungsgremien der verschiedenen nationalen Verbände lange um eine Antwort auf die erste Frage: Was muß heute eine Gliederung der spezialisierten Katholischen Aktion unter dem Thema des internationalen Hungers verstehen? Die Vertreter der west- und zentraleuropäischen Verbände betonten dabei die Verantwortung der Katholischen Aktion auch für die materialen Sachbereiche, während die Vertreter der romanischen Länder — auf Grund eines etwas anders gelagerten Apostolatsverständnisses — stärker die geistige und spirituelle Seite der Verantwortung für die moderne Welt akzentuierten (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 17). Daß es schließlich zu der Formel für Lourdes kam: Hunger nach Brot und Wissen, Hunger nach menschlicher Würde, Hunger nach geistigen Gütern, Hunger nach

Liebe — eine Formel, die weder den reinen Pragmatikern noch den reinen Spiritualisten zu viel Raum einräumte, ist weniger wichtig, als daß hier bewiesen wurde, daß auch bei sehr unterschiedlichen Voraussetzungen, Einstellungen wie Erwartungen, bei gutem Willen und entsprechender Ausdauer echte Lösungen in dieser so wichtigen Frage gefunden werden können. Hierin — und nicht so sehr in der Durchführung des Kongresses selbst — besteht die Beispielhaftigkeit des Verfahrens der MIJARC für andere internationale katholische Organisationen.

Die zweite Frage, die nach der wirksamen Methode, um 26 000 jungen Menschen eine Vorstellung von ihrer Verantwortung für die internationale Soziale Frage zu vermitteln, von deren positiven Lösung das Gelingen des Kongresses — für den Beobachter kontrollierbar — abhing, wurde in einer — zumindest für deutsche Mentalität — verblüffenden Weise bewältigt. Es wurde nämlich nicht oder fast nicht geredet. Abgesehen vom Internationalen Colloquium (Ligutti, USA, Veillet-Lavallée, FAO, François, UNESCO, Pank, Deutschland), das aber unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand, und der Schlußveranstaltung, in der schon dadurch, daß in ihrem Rahmen die Botschaft des Heiligen Vaters übertragen wurde, die große Rede dominierte, wurde das Kongreßthema dargestellt: gespielt, getanzt, gesungen, gebetet. Bei der Wahl dieser Formen mag sicher mit von Gewicht gewesen sein, daß die Rede vor Menschen mit verschiedenen Sprachen zur Wirkungslosigkeit verurteilt ist. Doch verzichteten die szenischen Darstellungen weder im Stadion noch in der Basilika ganz auf das Wort, für das auch die entsprechenden Übersetzungsmöglichkeiten gefunden wurden. Der Entschluß, von der Rede Abstand zu nehmen, ging von anderen, gewichtigeren Überlegungen aus: Bild und Spiel — im religiösen wie im profanen Bereich — sind die mit Abstand wirksamsten Mittel, um junge Menschen zu verbinden und zu aktivieren. Die Jugend, die in Lourdes zusammenkam, wollte wie jede Jugend sich erleben, nicht geschult werden. Was erwartet wurde, waren bei grundsätzlicher Aufgeschlossenheit für das sehr schwierige Kongreßthema Möglichkeiten zur Aktivität, Dynamik, Selbstwertbestätigung, und zwar nicht zur individuellen, sondern zu der der Großen Gruppe, des Kollektivs. Ein Festival wurde verlangt, mit Farbe, Folklore, Tanzen und Singen, auf dem die Jugend — wenigstens für ein paar Tage — herrschen konnte.

Die Durchführung des Kongresses

Tatsächlich zeigte der Lourdes-Kongreß — in den äußeren Formen — verblüffende Ähnlichkeiten mit gelungenen Jugendfestivals der Kommunisten. Bis tief in die Nacht zogen endlose Scharen lachender, tanzender, singender junger Menschen durch die engen Straßen der Stadt, die für drei Tage ihre Stadt war. Diese Erwartungen der Jugend, für ein paar Tage aus dem strengen Reglement der Arbeitswelt ausbrechen zu können, mußten sich die Veranstalter zunutze machen, wenn sie ihre Ziele erreichen wollten.

Bei der Eröffnungsveranstaltung im Stadion schien zunächst das Folkloristische um seiner selbst willen zur Schau gestellt zu werden. Die flämischen Gruppen tanzten und spielten auf einer 60 Meter langen geschrägten Kreisbühne das Thema Jugend und Freude. Aber schon das Fahنشwingen — rhythmisch gestaltet auf Gruppenbasis — ließ deutlich werden, daß die Demonstration

mehr wollte, als Kraft und Möglichkeit des einzelnen zu dokumentieren. Die Dynamik, die von dieser tänzerischen Schau ausging, war die der Gruppen, deren Gesetz sich der einzelne ganz unterwirft. Das wurde deutlicher noch in einer großen Kollektivpantomime: Wir alle arbeiten, in der die Bewegungen der über 200 Teilnehmer fast maschinenartigen Charakter annahmen. Es sei offengelassen, ob solche Formen jugendlicher Selbstdarstellung zu begrüßen sind oder nicht. Aufschlußreicher ist sicher die Feststellung, daß die 25 000 Zuschauer um so begeisterter applaudierten, je größer die Gruppe und je präziser und härter die Bewegungen der Demonstrierenden waren.

Dem Verlangen der Jugend nach show wurde auch durch eine entsprechende äußere Gestaltung der Gottesdienste entsprochen. (In dieser Hinsicht war das feierliche Pontifikalamt in der Reihe der kirchlichen Veranstaltungen noch die farbloseste.) So bildete der Opfergang der Nationen — beim Eröffnungsgottesdienst in der Basilika Pius' X. eine Demonstration von Farben und Formen, Kisten- und körbeweise wurden Reis, Fleisch, Bananen, Orangen, Nüsse, Käse, Wein, aber auch Gemälde, Holzschnitzarbeiten, Medikamente und Schallplatten von den Vertretern der Nationen zum Altar getragen — jedes Land seine besonderen Erzeugnisse. (Die Schweizer opferten z. B. Uhren und Schokolade.) Wiederum war auch bei den kirchlichen Feiern — wie schon bei der Eröffnungsversammlung im Stadion — erstaunlich, wie stark bei den jungen Menschen von heute neben der Freude am satten, reichen Farbenspiel zugleich der Sinn für technische Präzision als Mittel der Abstrahierung, Verkürzung und Verdichtung des wirklichen Lebens entwickelt ist. So gestalteten die Holländer einen Kreuzweg (über das Kongreßthema), bei dem die einzelnen Stationen zeitlich ganz knapp memoriert wurden, entweder durch Gesänge, Gebete oder Lesungen in den verschiedenen Sprachen der Erde, solistisch und chorisch. Das Mittel jedoch, durch das die Spannung der Tausende unablässig gehalten und gesteigert wurde, war das Licht. Bündel von Schweinwerfern konzentrierten sich im Dunkel der Basilika auf die jeweils wechselnden Deklamatoren. Dabei änderten die Strahlenbündel von Station zu Station Farbe und Richtung. So war dieser Kreuzweg förmal ein rhythmisches Spiel von Licht, in seiner Kargheit und Härte dem inneren Gesetz des versinnbildeten und geglaubten Heilsgeschehen sehr nahestehend, d. h., Form und Inhalt entsprachen sich weitgehend, wobei freilich die Form nur gelten konnte, wenn die technischen Mittel zu ihrer Verdeutlichung souverän beherrscht wurden.

Den Höhepunkt der modernen Unterrichtsformen über das Thema: Der Hunger in der Welt, bildete ein großes nächtliches Spiel, ausgeführt von 130 normannischen Jungen und Mädchen auf der Kreisbühne des Stadions. Dargestellt wurde die Geschichte einer Gruppe lateinamerikanischer Bauern, die ihren Boden verlassen müssen und emigrieren. Die 20 Szenen des Spieles dauerten über drei Stunden. Um der Gefahr eines unverbindlichen „Theaters“ zu entgehen und um das Gewicht des dargestellten Themas zu verdeutlichen und zu vertiefen, hatten die Verantwortlichen das szenische Spiel mit einer „Dokumentation“ verbunden. Diese wurde auf vier großen Lichttafeln in den verschiedenen Sprachen geboten — während der kurzen Spielpausen, in denen die Kreisbühne im Dunkeln lag.

Es versteht sich, daß solche Formen der Instruktion und Beeinflussung mit Hilfe komplizierter technischer Mittel

nur dann ihr Ziel erreichen, wenn sie absolut sicher gehandhabt werden. (Die Einstudierung des szenischen Spiels auf zwei Ebenen: Bühne und Lichtkästen, verlangte über ein Jahr lang Arbeit.) Die nationalen Gruppen der MIJARC, die in Lourdes die einzelnen Veranstaltungen verantwortlich gestalteten, haben gezeigt, daß sie sich in der Beurteilung des Stilempfindens der modernen Jugend nicht getäuscht haben, daß sie es verstanden haben, diesem von der technischen Welt her entwickelten Stilempfinden durch die Wahl der Mittel gerecht zu werden, um junge Menschen für eine große Aufgabe zu aktivieren. Verblüffend war dabei vielleicht weniger die ungewöhnliche Leistungsausgeglichenheit der einzelnen Spiel und Feier gestaltenden Nationalgruppen als vielmehr die einheitliche begeisterte Resonanz von 26 000 Menschen aus den verschiedensten Ländern der Erde, so daß das fast einstimmige Urteil aller aufmerksamen Beobachter in Lourdes hohe Wahrscheinlichkeit gewinnt: Es gibt heute innerhalb der jungen Katholiken — gleich welcher Region und sozialer Schicht sie entstammen — keine größeren Differenzierungen mehr bezüglich Lebensgefühl, Einstellungen und auch — weitgehend — äußeren Verhaltensweisen. Die Unterschiede zwischen Stadt- und Landjugend sind verschwunden. Technische Mittel werden sicher beherrscht, ihre Sprache wird verstanden wie eine zweite Muttersprache. Modernsein — im Sinne der Anpassung und Übernahme großstädtischer Zivilisationsformen — ist selbstverständlich. Und die Avantgardisten hierbei — auf dem Weg zu einem universalen technisch-zivilisatorischen Lebensstil, der im Einklang mit den unverrückbaren Normen der Kirche und der Religion steht — sind, nach den Erfahrungen von Lourdes jedenfalls, weniger die jungen Katholiken der nördlichen gemischt-konfessionellen Länder Europas als vielmehr die Eliten der Jugend der romanischen, rein katholischen Länder, der Landjugend von Territorien also, deren Landwirtschaften noch vor oder erst in der ersten Phase der Technisierung stehen.

Leistungen

Hat diese Jugend den Ruf, der in Lourdes an sie erging, verstanden? Wenn ja, wie sieht das erste Ergebnis ihrer Bemühungen für eine neue Ordnung in der Welt aus? Die Führung der MIJARC hatte noch vor Beginn des Kongresses die nationalen Landjugendverbände aufgefordert, nicht nur die Teilnahme der überseeischen Delegierten am Kongreß finanziell durch Subventionen zu sichern, sondern darüber hinaus allen Teilnehmern aus Lateinamerika, Afrika und Asien einen längeren Studienaufenthalt in Europa zu ermöglichen (drei bis fünf Monate). Das Ergebnis dieses Aufrufes war, daß alle überseeischen Besucher auf Kosten der europäischen Verbände anreisen konnten und nach dem Kongreß die Verhältnisse in den verschiedenen europäischen Landwirtschaften unentgeltlich studieren können. Bis zum Abschluß des Lourdes-Kongresses war der Aufenthalt von 283 überseeischen Delegierten in Europa finanziell gesichert. Auch wenn man die Durchschnittssätze für Reise und Europaufenthalt eines jeden Stipendiaten mit nur 2500 DM veranschlagt, so ergibt das doch eine Gesamtsumme von fast dreiviertel Millionen DM, die von den nationalen Landjugendverbänden aufzubringen waren. Diese Summe ist von der MIJARC noch vor Beginn des Kongresses gesammelt worden, und zwar nur mit Hilfe ihrer Mitglieder, ohne irgendwelche Subventionen von staatlichen und kirch-

lichen Stellen. Die Masse der Überseebesucher (204) wurde durch einen Spezialfonds der MIJARC „Aide Internationale“ finanziert, in den alle nationalen Verbände eingezahlt hatten. Unter den Nationalverbänden, die in eigener Regie die Finanzierung von Delegierten aus Übersee übernommen haben, stehen die französischen Verbände JAC und JACF mit Abstand an der Spitze.

Hirtenbrief der niederländischen Bischöfe über die Struktur der katholischen sozialen Organisationen in den Niederlanden

Die niederländischen Bischöfe haben sich in einem Hirtenbrief an die katholischen sozialen Organisationen ihres Landes gewandt, um ihnen darzulegen, auf welche Weise die Struktur der katholischen sozialen Verbände nach der Meinung der Bischöfe an die veränderten und sich ändernden Verhältnisse angepaßt werden müßte. (Der Wortlaut des Hirtenbriefes ist veröffentlicht in „De Tijd“, 15. 3. 60, sowie in anderen katholischen Zeitungen des Landes.)

Der Brief ist an erster Stelle für die Organisationen der Arbeitnehmer bestimmt. Das schließt nicht aus, daß auch die sozialen Organisationen der Bauern, der Arbeitgeber, der selbständigen Unternehmer des Mittelstandes und des Kleingewerbes und der freien Berufe bestimmte, in diesem Brief enthaltene Gedanken auf ihre Organisationsstruktur anwenden können.

Anlaß des Briefes

Zu Beginn des Briefes legen die Bischöfe die Gründe dar, die sie zu diesem Brief bewogen haben.

Sie erklären nachdrücklich, daß das Schreiben keine Vorschriften enthält. Die verantwortlichen Leiter der Organisationen müssen selbst entscheiden, welche Form sie letztlich wählen werden. Es handelt sich hier ja nicht um die Frage, ob die Katholiken sich einer katholischen Organisation anschließen müssen. Diese Frage haben die Bischöfe bereits des öfteren als verantwortliche Seelenhirten bejahend beantwortet, und es besteht kein Grund, auf diese Frage nochmals zurückzukommen. Es handelt sich vielmehr jetzt um die Frage, welche Organisationsform die zweckmäßigste ist, und in dieser Hinsicht — da weder religiöse noch sittliche Normen zur Debatte stehen — kommt die Entscheidung nicht den Bischöfen zu.

Wenn sie dessenungeachtet doch ihre Auffassung über die erwähnten Probleme zum Ausdruck bringen und die Erwartung aussprechen, daß auch jetzt das bischöfliche Wort von der katholischen Bevölkerung des Landes gehört werden wird, dann tun sie dies auf Grund folgender Erwägungen:

1. Schon seit langem wird in den Kreisen der betreffenden Organisationen darüber gesprochen, wie die Struktur der Organisationen an die veränderten Verhältnisse angepaßt werden könne. Die Ansichten hierüber laufen auseinander. Die sozialen Organisationen haben sich daher an die Bischöfe gewandt mit der Bitte, die Auffassung des Episkopats über diese Frage bekanntzugeben. Mit dem Erlaß dieses Briefes entsprechen die Bischöfe dieser Bitte.
2. Ein zweiter Grund liegt in der Tatsache, daß die Bischöfe sich für die jetzt gegebene Lage mitverantwortlich fühlen. In früheren Erlässen und Richtlinien haben sie nämlich Vorschriften und Richtlinien erlassen, die der heute bestehenden Struktur zugrunde liegen.

Das bischöfliche Schreiben behandelt drei Kernfragen, die in den katholischen Organisationen schon seit Jahren eingehend besprochen werden.

1. Die erste Frage betrifft die Fachorganisationen. Zur Zeit sind in den meisten Fällen die Arbeitnehmer, die in demselben Wirtschaftszweig beschäftigt sind, in Organisationen verteilt, die sich über die gesamte Wirtschaft erstrecken: z. B. die Organisation der Handarbeiter, der Büro- und Verwaltungsangestellten, der höheren und technischen Angestellten, der Angestellten und Beamten in leitender Stellung. Ist es nicht zweckmäßiger, alle in einem Wirtschaftszweig tätigen Arbeitnehmer in einer Organisation dieses Wirtschaftszweiges zusammenzufassen?

2. Die zweite Frage betrifft das Problem, ob alle Arbeitnehmer in einer oder in mehreren Gewerkschaftsorganisationen zusammengefaßt sein wollen. Bei der heute bestehenden Struktur sind im allgemeinen die Organisationen der Handarbeiter und der unteren Angestellten bei der Gewerkschaft angeschlossen: der Katholischen Arbeiterbewegung (KAB), während der größte Teil der Organisationen der übrigen Arbeitnehmer nicht oder nur sehr beschränkt bei einer Gewerkschaftsorganisation angeschlossen ist. Wäre es nicht wünschenswert, zu einem einzigen Katholischen Bund der Arbeit zu gelangen?

3. Die dritte Frage betrifft die Zweckmäßigkeit der Aufrechterhaltung der Standesorganisationen. Bei voller Anerkennung der ausgezeichneten Arbeit, die diese Organisationen geleistet haben, erhebt sich die Frage, ob nicht viele der Aufgaben, welche die Standesorganisationen zu ihrem Aufgabenbereich zählen, zweckmäßiger den Gewerkschaften übertragen werden könnten.

Sind Organisationen nach Wirtschaftszweigen (Industriegewerkschaften) zweckmäßig?

Durch eine Reihe von allgemeinen gesellschaftlichen Erscheinungen und Faktoren wurde die Frage akut, ob nicht an eine Umgestaltung der bestehenden gewerkschaftlichen Struktur gedacht werden müsse. Diese hat im Augenblick einen mehr horizontalen Charakter: Katholischer Fabrikarbeiterverband, Katholischer Angestelltenverband, Verband Katholischer Technischer Angestellter und Beamten. Soll sie umgestaltet werden im Sinne eines mehr vertikalen Aufbaus (durch Organisationen, die alle Arbeitnehmer bestimmter Wirtschaftszweige erfassen)?

Von den erwähnten allgemeinen Faktoren ist an erster Stelle die Tatsache zu nennen, daß, auch als Folge der Mechanisierung und Automatisierung des Produktionsprozesses, eine neue Gruppe von Arbeitnehmern entstand, die im Wirtschaftsleben leitende Stellungen im mittleren und höheren Bereich einnehmen. Wenn man von Arbeitnehmern spricht, muß diese Akzentverschiebung hinsichtlich der mittleren und leitenden Arbeitnehmer berücksichtigt werden. Man kann deshalb die Frage stellen, ob bei den verschiedenen Vertretungen der Arbeitnehmer und bei den Unterhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern die heutige Organisationsstruktur noch zweckmäßig ist und ob insbesondere dabei die Bedeutung dieser „neuen“ Gruppen genügend berücksichtigt wird.

Eine zweite, damit zusammenhängende Entwicklung, wodurch diese Frage an Gewicht gewinnt, ist das Zustandekommen der öffentlich-rechtlichen Wirtschaftsordnung (Publiekrechtelijke Bedrijfsorganisatie — PBO). Ihr

teilweise bereits erreichtes Ziel ist es, je Wirtschaftszweig Organe aufzubauen, welche alle in einem Wirtschaftszweig Tätigen, sowohl Arbeitgeber als Arbeitnehmer, umfassen und als solche öffentlich-rechtliche Befugnisse besitzen. Diese Organe können, sofern der betreffende Gründungsbeschuß entsprechende Befugnisse erteilt, bindende Vorschriften für alle Sozialpartner dieses Wirtschaftszweiges, z. B. im Hinblick auf die sozialen Maßnahmen, die Regelung der Konkurrenz usw., erlassen. Diese öffentlich-rechtliche Wirtschaftsordnung (PBO) ist auf den freien sozialen Organisationen aufgebaut. Das bedeutet, daß diese freien Organisationen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, sofern sie als repräsentativ gelten, die Befugnisse erhalten, den Vorstand des betreffenden öffentlich-rechtlichen Organs zu bestimmen. Die Vorstände sind paritätisch aus Arbeitgebern und -nehmern zusammengesetzt. Daraus ergibt sich, daß die freien Organisationen — durch die Ernennungen des Vorstandes — einen großen Einfluß auf die bindenden Vorschriften ausüben können, die von den öffentlich-rechtlichen Organen erlassen werden und die für den gesamten Wirtschaftszweig gelten.

Da die PBO nach Wirtschaftszweigen aufgebaut ist, wurde die Frage aktuell, ob die Organisation der Arbeitnehmer nach Wirtschaftszweigen (also z. B. Industriegewerkschaften) nicht zweckmäßiger sei und die Belange und Rechte aller Arbeitnehmer auf diese Weise nicht besser geltend gemacht werden könnten, weil im Augenblick lediglich die Organisationen der Arbeiter im Bereich der direkten Ausführung die Vorstandsmitglieder der öffentlich-rechtlichen Wirtschaftsorgane bestimmen.

Ein dritter Grund ist schließlich darin zu sehen, daß auch im außerkatholischen Raum die Form der Organisation der Arbeitnehmer nach Wirtschaftszweigen Eingang gefunden hat und deshalb in den Unterhandlungs- und Beratungsorganen die erwünschte Symmetrie nicht vorhanden ist.

Bedingungen

Die Bischöfe überlassen die Beantwortung der Frage, ob die Organisation nach Wirtschaftszweigen zweckmäßig und erwünscht sei, den verantwortlichen Leitern der bestehenden Organisationen. Sie sprechen sich dazu also nicht aus. Sollte jedoch die Form der Organisation nach Wirtschaftszweigen gewählt werden, dann müßten diese nach der Auffassung der Bischöfe einige Voraussetzungen erfüllen.

Die Struktur dieser Organisation nach Wirtschaftszweigen müßte so aufgebaut sein, daß alle Gruppen (die Arbeiter im ausführenden Bereich, die Arbeitnehmer im mittleren Bereich, z. B. Angestellte, und die Arbeitnehmer in leitender Stellung) nach innen ihre eigene Stellung behalten und nach außen ihren eigenen Beitrag zu den Beschlüssen auf sozial-wirtschaftlichem Gebiet liefern können. Das müßte nicht nur in den einzelnen Wirtschaftszweigen möglich sein, sondern soviel wie möglich auch in der gesamten Wirtschaft. Was dies letztere betrifft, wäre dann vielleicht zu erwägen, bei der Bildung von Organisationen nach Wirtschaftszweigen auch für die mittleren und leitenden Arbeitnehmergruppen auf Landesebene Zentralorgane zu errichten. Diese Zentralorgane für mittlere und leitende Arbeitnehmer hätten zur Aufgabe, die Verbindung der über das gesamte Wirtschaftsleben verteilten Gruppen untereinander zu fördern und dafür zu sorgen, daß ihre Belange im Gesamt des sozial-wirtschaftlichen Lebens zweckmäßig betreut werden.

Eine weitere Voraussetzung, die von den Bischöfen genannt wird, besteht darin, daß eine Gewerkschaft, die sich zu einer Organisation für einen ganzen Wirtschaftszweig umbilden will, dies im Einvernehmen mit den in diesem Wirtschaftszweig bestehenden Gewerkschaften zu tun hat. Wie bereits gesagt, nehmen die Bischöfe nicht Stellung zur Frage, ob derartige Organisationen nach Wirtschaftszweigen geschaffen werden sollen. Die Tatsache jedoch, daß sie in ihrem Brief den sich ändernden Verhältnissen und der sich daraus ergebenden Zweckmäßigkeit einer anderen Organisationsstruktur so viel Aufmerksamkeit widmen, läßt zumindest den Schluß zu, daß sie ernsthaft in dieser Richtung denken.

Eine oder mehrere Gewerkschaftszentralen?

Muß nun eine einzige Gewerkschaftszentrale geschaffen werden, bei der alle Arbeitnehmerverbände direkt angeschlossen sind (in ausführender, mittlerer und leitender Stellung), oder sollen gesonderte Gewerkschaftszentralen für die Organisationen der Arbeitnehmer in ausführender, mittlerer und leitender Stellung errichtet werden, die in einer Föderation zusammenarbeiten? Im Augenblick besteht die Gewerkschaftszentrale der KAB (bei der die Organisationen der Arbeitnehmer aus dem ausführenden Sektor, einige Organisationen der mittleren Arbeitnehmergruppen, im allgemeinen jedoch nicht die Arbeitnehmer in höherer, leitender Stellung angeschlossen sind) und ein Zentralverband von Organisationen, der insbesondere Arbeitnehmer in leitender Stellung vereinigt. Daneben bestehen Zentralen, bei denen die Arbeitgeberorganisationen bzw. die Organisationen der selbständigen Unternehmer im mittleren und Kleinbetrieb angeschlossen sind, während auch die landwirtschaftlichen Berufsorganisationen zentral zusammengefaßt sind.

Diese Zentralen bleiben hier jedoch unberücksichtigt. Es handelt sich um die Frage, ob *eine* oder *mehrere* Gewerkschaftszentralen die heute geeignete Lösung darstellen.

Es ist aus verschiedenen Gründen erwünscht, daß eine Organisationsstruktur gefunden wird, die es allen Arbeitnehmern gestattet, über einen Zentralverband ihren Einfluß auf die Entscheidung auszuüben, die auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet getroffen werden, und die ihre Belange vertritt.

Im Wirtschafts- und Sozialrat (dem höchsten Organ der PBO, das die Regierung in allen wichtigen sozialen und wirtschaftlichen Angelegenheiten berät) bestimmt heute die KAB die Mitglieder, welche die den katholischen Arbeitnehmern zugewiesenen Sitze zu besetzen haben. Sie ist hierfür die einzige in Betracht kommende repräsentative katholische Gewerkschaftszentrale für Arbeitnehmer. Dadurch haben jedoch eine große Zahl von Arbeitnehmern der mittleren und leitenden Gruppen keine Möglichkeit, auf die Entscheidungen, die auch für sie unmittelbar von Bedeutung sind, Einfluß auszuüben.

Auch bei den Beratungen auf höchster Ebene zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern im Rahmen der freien sozialen Organisationen und bei den Verhandlungen z. B. zwischen Regierung und Gewerkschaftszentralen der Arbeitnehmer ist es die KAB, die als die repräsentative Organisation der Arbeitnehmer auftritt. Sie ist im Augenblick dazu gewiß an erster Stelle berufen, andererseits vertritt sie damit einen bedeutenden Teil der Arbeitnehmer im mittleren und leitenden Sektor, die mit ihr keinerlei Verbindung haben.

Sowohl bei der KAB als bei den nicht bei ihr angeschlossenen Organisationen wird diese Situation als unbefriedigend betrachtet.

Katholischer Verband der Arbeit

Es wäre eine zu große Vereinfachung der Frage, wenn man ihre Lösung darin suchen wollte, daß alle Organisationen der Arbeitnehmer sich einfach bei der Gewerkschaftszentrale der KAB anzuschließen hätten. Die Bischöfe sagen dazu folgendes: „Es ist eine Vereinfachung, wenn man die einheitliche Gewerkschaftszentrale auf die Tatsache gründen wollte, daß die ausführenden, mittleren und leitenden Arbeitnehmer schließlich alle ‚Arbeitnehmer‘ sind. Es trifft zwar zu, daß für diese Gruppen das ‚Arbeitnehmer-sein‘ einen gemeinsamen Aspekt darstellt. Diesen Aspekt erachten wir jedoch als weniger entscheidend als die Fähigkeit des Arbeitnehmers, seine wirkliche und potentielle Verantwortung, die damit verbundenen, vielfältigen Interessen, Belange, geistigen und materiellen Bedürfnisse usw. Denn diese Faktoren sind es, die das Niveau des Arbeitnehmers, und zwar nicht nur das wirtschaftliche, sondern auch das soziale, bestimmen.“ Die Bischöfe erachten es daher als wünschenswert, daß sich die drei Gruppen (ausführende, mittlere und leitende Gruppen der Arbeitnehmer) über die Errichtung einer einzigen katholischen Zentrale gemeinsam beraten, bei der alle katholischen Berufs- und Gewerkschaftsorganisationen unmittelbar angeschlossen sind und in der alle drei Gruppierungen als solche vertreten und anwesend sind. Diese katholische Zentrale wäre nach der Meinung der Bischöfe dann zu Recht „Katholischer Verband der Arbeit“ zu nennen. Jeder der drei genannten Gruppen müßte das Recht gesichert sein, ihren Einfluß innerhalb der Zentrale entsprechend zur Geltung bringen zu können.

Gewerkschafts- und Standesorganisation

Die Beziehungen zwischen Gewerkschaftsorganisation und Standesorganisation waren schon immer Gegenstand eingehender Untersuchungen und lebhafter Diskussionen. Der heutige Stand in den Niederlanden läßt sich kurz wie folgt zusammenfassen:

Es gibt fünf Diözesanstandesorganisationen, die jeweils ihre eigenen Ortsverbände haben. In diesen Ortsverbänden sind alle Arbeitnehmer (insbesondere die der ausführenden Gruppe) zusammengefaßt. Die Aktivität des Ortsverbandes der Standesorganisationen (und dementsprechend auch des Diözesanverbandes und der Landeszentrale der Standesorganisationen) bemüht sich vor allem um die religiös-sittliche und kulturelle Bildung ihrer Mitglieder, die allgemeine Wahrung der Interessen des Arbeiterstandes, die sozial-karitative Arbeit unter den Mitgliedern und zum Wohl der Mitglieder usw. In diesen Milieugruppen begegnen die Arbeitnehmer einander, besprechen gemeinsam die Probleme und werden in den allgemeinen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Fragen unterrichtet und gebildet. In gewisser Hinsicht bildet die Standesorganisation auch eine Weiterführung der Seelsorge.

Die Mitglieder der Standesorganisation sind jedes für sich Mitglied ihrer Gewerkschafts- oder Berufsorganisation. Die Berufsorganisation bemüht sich vor allem um die Wahrung der sozialen und wirtschaftlichen Belange ihrer Mitglieder. Sie verhandelt über die Arbeitsbedingungen

in dem betreffenden Wirtschaftszweig und vermittelt bei Konflikten zwischen individuellen Arbeitgebern und Arbeitnehmern.

Die einzelnen Gewerkschaften sind im Gewerkschaftszentralverband der KAB zusammengefaßt.

Gewerkschaftsorganisation und Standesorganisation treffen sich an der Spitze, auf Landesebene. Der Bundesvorstand der KAB besteht aus Vertretern der angeschlossenen Gewerkschaften und der fünf Diözesanstandesorganisationen.

Eine entsprechende Struktur findet man bei den Organisationen der katholischen Arbeitgeber und der katholischen Unternehmer im mittleren und Kleinbetrieb.

Sollen die Aufgaben der Standesorganisationen auf die Gewerkschaften übertragen werden?

Es erhebt sich die Frage, ob die bestehende Organisationsstruktur und die angewendete Arbeitsweise der jüngsten Entwicklung gerecht werden.

Wäre es nicht zweckmäßiger, wenn die Gewerkschaftsorganisationen die Aufgaben übernehmen, die bisher von den Standesorganisationen wahrgenommen worden sind? Die Bischöfe stellen diese Frage und nennen einige Faktoren, die in diese Richtung weisen.

Der Begriff des „Standes“ hat eine bedeutsame Wandlung erfahren; es ist festzustellen, daß in vielen Fällen die Gewerkschaftsorganisation den heutigen Menschen mehr anspricht als die Standesorganisation. Es besteht ein lebendiges Bedürfnis nach einer individuelleren Schulung, wobei deutlich die Dreiteilung zu unterscheiden ist: ausführende, mittlere und leitende Gruppen.

Für die zu treffende Entscheidung muß als wichtiger Ausgangspunkt die Notwendigkeit der Integration der sozialwirtschaftlichen Aufgabe gelten (zu der auch die christliche Durchdringung des sozialwirtschaftlichen Lebens gehört) sowie die Schulung der Mitglieder auf religiös-sittlichem, gesellschaftlichem und kulturellem Gebiet. Mensch und Arbeitnehmer sind eine Person. Daher kann die Gewerkschaft nicht das Ziel haben, nur dem Menschen als Arbeitnehmer zu dienen. Sie muß ausgehen von der Totalität des konkreten Menschen.

Die Gewerkschaften haben heute auch die praktische Möglichkeit, diese Aufgaben zu übernehmen, da sie nicht mehr, wie es früher oft der Fall war, beinahe ausschließlich für die Wahrung der materiellen Belange ihrer Mitglieder eintreten mußten.

Dadurch werden auch die Möglichkeiten beschränkt, die sozialwirtschaftliche Arbeit einseitig materialistisch zu begreifen und zu betreiben; es wird verhindert, daß die Schulungs- und Bildungsarbeit mangels engeren Kontakts mit den Mitgliedern zu sehr im Theoretisch-Abstrakten steckenbleibt.

Wenn diese Tätigkeitbereiche getrennt blieben, würde man schwerlich der Gefahr der Einseitigkeit und Abstraktheit entgehen.

Die Bischöfe stellen ferner fest, daß die geänderte Situation und die sich aus ihr ergebenden Konsequenzen auch auf eine Wandlung der Aufgaben der Gewerkschafts- und der Standesorganisationen hinweist. Die Aufgabe der Gewerkschafts- und Berufsorganisationen wird sich neben der ständigen Wahrung der materiellen Belange und der Sorge um die Berufsangelegenheiten der Mitglieder mehr als bisher auf die religiös-sittliche, gesellschaftliche und kulturelle Schulung und Bildung der bei

ihnen angeschlossenen Arbeitnehmer ausdehnen müssen. Außerdem werden die Gewerkschaftsorganisationen ihren Mitgliedern den Weg zu den zahlreichen übrigen Organen und Organisationen weisen können, die im niederländischen Organisationsleben bestehen. Die Mitglieder der Gewerkschaften sind für eine christliche Bildung nicht ausschließlich auf die Gewerkschaften angewiesen.

Bindung an die Hierarchie

Eines der Argumente, das die Standesorganisationen zugunsten der Aufrechterhaltung der selbständigen Diözesan-Standesorganisationen geltend machen, besteht darin, daß sie auf die Notwendigkeit der Bindung an die kirchliche Führung hinweisen gerade im Hinblick auf die Arbeit der Standesorganisationen.

Die Bischöfe erklären zur Frage der Bindung an die Hierarchie bei einem eventuellen Zustandekommen einer neuen Struktur, in der die Gewerkschaftsorganisationen die Aufgaben der heutigen Standesorganisationen übernehmen würden, folgendes:

„Da die religiös-sittliche Schulung der Mitglieder der Gewerkschaftsorganisationen in enger Verbindung mit der kirchlichen Führung zu geschehen hat, ist es notwendig, einen Weg zu finden, der einen geeigneten Kontakt des Bischofs mit den Arbeitnehmern seiner Diözese ermöglicht. Diese notwendige Verbindung könnte durch Einrichtungen und Organe der gemeinsamen Gewerkschaftszentralen (also durch eine Art regionaler Gewerkschaftszentralen) verwirklicht werden. Dabei wird nicht unbedingt an eine Aufspaltung dieser Einrichtungen und Organe in autonome Diözesanorgane gedacht, sondern an eine Verteilung in Sektoren, die es ermöglicht, die spezifischen Probleme eines Bistums und ebenso die Problematik bestimmter Gebiete der Bistümer so gut wie möglich und soweit erforderlich völlig in Übereinstimmung mit den bischöflichen Anweisungen zu behandeln. Denn jeder Bischof betrachtet sich als auf besondere Weise verantwortlich für die religiös-sittliche Schulung und Bildung der Arbeitnehmer seiner Diözese.“

Auch für andere soziale Gruppierungen

Wie bereits erwähnt, bezieht sich das Schreiben der niederländischen Bischöfe vor allem auf die Organisationsstruktur der Arbeitnehmer. Die Bischöfe erklären jedoch, daß die sozialen Organisationen der übrigen gesellschaftlichen Gruppierungen hieraus bestimmte Schlußfolgerungen ziehen könnten. Insbesondere könnte dies der Fall sein bezüglich der Beziehungen zwischen Berufs- und Standesorganisationen, weil diese Fragen auch für die anderen gesellschaftlichen Gruppierungen Aktualität besitzen. Die Bischöfe enden ihr Schreiben mit einem Wort nachdrücklichen Dankes für die große und wichtige Arbeit, die die niederländischen katholischen sozialen Organisationen geleistet haben und die ihnen in der gesamten Welt ein großes Ansehen verschafft hat.

Aus Amerika

Brasilia und Brasilien Die Erhebung von Brasilia zur neuen Hauptstadt des tropischen Großreiches Brasilien hat in der ganzen Welt lebhaftes Interesse erweckt. Die öffentliche Meinung ist sich ziemlich einig

darüber, daß mit diesem Ereignis ein Meilenstein auf dem Weg in die Zukunft nicht nur Brasiliens, sondern des ganzen südamerikanischen Subkontinents gelegt worden sein dürfte — im übrigen die einzige, einstweilen auf Hoffnung hin gewagte Rechtfertigung des Riesenunternehmens, das es denn auch der brasilianischen Regierung nicht gestattet hatte, auf das vorgeschlagene finanzielle Sanierungsprogramm des Internationalen Währungsfonds mit der damit verbundenen Austerität einzugehen, mit allen Konsequenzen einer solchen ablehnenden Haltung.

Brasilia steht für ein ganzes, sehr komplexes Zukunftsprogramm. Was dabei besonders auffällt, ist die stark betonte religiöse Note, die mit den Einweihungsfeierlichkeiten verbunden war. Man kann sich fragen, ob es sich dabei eben nur um das einzig verfügbare und vom Herkommen bestimmte Ausdrucksmittel für den festlichen Charakter des Ereignisses handelte oder ob auch hier etwas vorbedacht und richtungsweisend proklamiert werden sollte. Soviel steht fest: sicher sollte die „kopernikanische Wendung“ des Landes, die revolutionäre Schwerpunktverlagerung ins Innere, aufs feierlichste sanktioniert werden, durch die Brasilien sich mit einem Schläge „auf allen Gebieten des politischen, demographischen, sozialen, literarischen, künstlerischen und religiösen Lebens von seinem kolonialen Verfremdungskomplex befreien möchte. Die Küstenzivilisation mit dem Rücken zu dem gewaltigen und unbewältigten Hinterland erscheint in diesem Lichte als eine Verewigung der demütigenden Bindungen an Portugal und Europa und wie eine Bestätigung des bösen Wortes von Gobineau: der Brasilianer ist ein Mensch, der nichts sehnlicher wünscht, als in Paris zu leben. Die Verlegung der Hauptstadt in das westliche Hoch- und Binnenland hat darum — wie übrigens alle Städtegründungen seit Urzeiten — neben ihrem praktischen Zweck einen magisch-bannenden, exorzistisch-zeichenhaften Charakter und Sinn, vergleichbar etwa der Gründung von Konstantinopel oder St. Petersburg . . .

Die Gründung Brasiliens entspringt nicht etwa einer Diktatorenlaune oder einem unwiderstehlichen Drang des Präsidenten Kubitschek, sich unsterblich zu machen, sondern zunächst dem nüchternen Wortlaut einer ehrwürdigen Reihe brasilianischer Verfassungen seit 1891 und dann sogar einem prophetischen Traumgesicht des hl. Don Bosco aus dem Jahre 1883, der zwischen dem 15. und 20. Breitengrad ein Land der Verheißung von unvorstellbarem Reichtum erblickt hatte, eine Vision, die in Brasilia Gestalt zu gewinnen scheint. So fehlt denn tatsächlich das magisch-mythische Element urchimlicher Städtegründungen bei diesem neuzeitlichen Unternehmen nicht, wie denn auch eine feierliche Feldmesse des Kardinals von São Paulo am 4. Mai 1957 in Gegenwart der gesamten Regierung dem Platz bereits eine höhere Weihe mitgeteilt hatte“ (Rheinischer Merkur, 7. 3. 58).

So stark war allerdings die religiöse Note nicht, daß der ernsthaft erwogene Vorschlag durchgedrungen wäre, die neue Hauptstadt „Santa Cruz“ (Heiligkreuz) zu nennen, wie das ganze Land seit seiner Entdeckung im Jahre 1500 geheißt hatte, ehe sich der Name Brasilien (von einem Farbholz „pau brazil“, dem einzigen wertvollen Exportartikel der Frühzeit) einbürgerte. Immerhin läßt die Art der Feier darauf schließen, daß Brasilien sich zu seiner katholischen Vergangenheit auch heute noch bekennt und mit dem Ereignis vom 21. April 1960 ein Erinnerungsbild hat schaffen wollen, an dem sich auch die Zukunft orientieren soll.

Welche entscheidende Bedeutung für die Zukunft des katholischen Brasilien auch der Vatikan dem Ereignis beilegt, ist aus der Weise ersichtlich, in der Rom sich an den Einweihungsfeierlichkeiten von Brasilia beteiligt hat: Bereits im März dieses Jahres hat Papst Johannes XXIII. Brasilia aus dem bisherigen Diözesanverband des Erzbistums Goiânia (der ebenfalls aus dem Nichts geschaffenen Hauptstadt des Bundesstaates Goiás) herausgelöst, den neuen Bundesdistrikt als *exemptes*, d. h. unmittelbar dem Heiligen Stuhl unterstelltes Erzbistum errichtet und ihm mit Dom José Newton de Almeida Batista, dem bisherigen Bischof von Diamantina, der Geburtsstadt des Präsidenten Juscelino Kubitschek, seinen ersten Hirten gegeben.

Für die Einweihungsfeier selbst, die mit einer Mitternachtsmesse am 21. April begann, hatte der Papst den Kardinal-Patriarchen von Lissabon, Manuel Gonçalves Cerejeira, entsandt, um so zugleich die fortdauernde geistige Beziehung Brasiliens zum Mutterlande Portugal wie seine religiöse Bindung an die Kirche feierlich zu bekunden. Der Papst wollte jedoch nicht nur in der Person seines Legaten bei der Eröffnungsfeier zugegen sein, sondern hielt selbst in portugiesischer Sprache eine Radioansprache, in der er (nach NCWC News Service) unter anderem folgendes sagte: „Wir freuen uns, zu hören, daß aus diesem festlichen Anlaß . . . die religiösen Feierlichkeiten einen so bedeutenden Raum einnehmen und Gott dabei angerufen wird, damit er mit neuem Gnadensegen das ganze Volk beschenke . . . Brasilien hat unter der Führung seines Präsidenten die Wurzeln seiner neuen Hauptstadt in das innere Hochland seines unermesslichen und reichen Territoriums gesenkt, daß sie dort stehe wie eine Schildwache über dem Geschick der Nation. Brasilia ist fortan berufen, ein Meilenstein in der bisher schon ruhmreichen Geschichte des Landes zu sein; von hier aus werden sich neue Furchen für die Saat der Liebe, der Hoffnung und des Fortschritts unter diesem Volke öffnen, das, geeint durch den gleichen Glauben und die gleiche Sprache, zu solchen Großtaten fähig gewesen ist. Wir bitten Gott, er möge mit dauerndem Gnadensegen die brasilianische Nation im Lichte des Evangeliums und der kirchlichen Verkündigung immer stärker, größer und freier machen gegen alles, was seine Kraft zu unterwühlen, seine Größe zu mindern und seine Freiheit anzutasten droht.“

Die Erhebung Brasiliens zur offiziellen Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Brasilien hat zunächst nur symbolischen Charakter. Zwar versammelten sich die beiden Häuser in dem architektonisch überaus kühnen und originellen Parlamentsgebäude, beschlossen aber, sich „wegen der unzureichenden Einrichtungen und Wohnmöglichkeiten zu vertagen und nach Rio zurückzukehren“ (AP, 24. 4. 60). Doch besteht kein Zweifel, daß es sich dabei nur um eine vorläufige Maßnahme handelt.

Die neue Diözese

Die Gründung der neuen Stadt ist aber nicht nur politisch wichtig, sondern auch vom missionsstrategischen Gesichtspunkt aus überaus interessant. Für die katholische Kirche war es bislang schwer, von den fast ausschließlich an der Küste gelegenen Zentren oder weit abgelegenen Stationen aus eine geregelte Seelsorge im Landesinneren zu leisten, zumal angesichts der schwachen Besiedelung der so gut wie

unerschlossenen Gebiete. Von der mehr zentralen Lage der neuen Hauptstadt verspricht man sich darum auch im Laufe der Zeit eine Belebung und Durchblutung der Gesamtseelsorge im ganzen Lande — die Worte des Papstes von den „neuen Furchen“ enthalten deutliche Hinweise darauf. Allerdings wachsen mit der Einwohnerzahl Brasiliens auch die seelsorglichen Probleme. Während das Land bei seiner gewaltigen Ausdehnung von 8 513 844 qkm und 67 Millionen Einwohnern mindesten 50 000 Priester benötigte, stehen ihm tatsächlich nur etwa 10 000 zur Verfügung. Im Durchschnitt umfaßt jede der 4000 Pfarreien ein Gebiet von über 2000 qkm mit mehr als 16 000 Seelen. Diese Gesamtlage wirkt sich in verschärfter Form in Brasilia aus: nicht nur die Stadt, auch die Diözese ist aus dem Nichts entstanden, und ihr Bischof steht mit leeren Händen vor einer überaus schweren Aufgabe. Gewiß, der Plan für Brasilia sieht eine erstaunlich hohe Zahl kirchlicher Einrichtungen vor. Im Mittelpunkt erstet auf dem größten Platz eine große Kathedrale, deren Entwurf, wie die Gesamtarchitektur Brasiliens, von Oscar Niemeyer stammt. Sie erhebt sich über kreisförmigem Grundriß, über dem 21 Pfeiler nach oben streben. Die Pfeiler sind so nach innen geknickt, daß sie sich an einer Stelle bündeln, dann wieder auseinanderstreben und zum Himmel hin offenstehen. Durch helle Glaswände zwischen den Pfeilern soll genügend Licht ins Innere der Kathedrale fallen, deren Boden unter der Erdoberfläche liegt. Auch der Eingang erfolgt durch einen breiten, unterirdischen Gang. Es ist bezeichnend, daß Niemeyer, unterstützt vom Präsidenten, dieses Projekt gegen einen ursprünglich ganz im Traditionellen verhafteten Plan hat durchsetzen können.

Außer der noch unvollendeten Kathedrale gibt es in Brasilia vorerst jedoch nur eine Pfarrkirche in den entstehenden Wohnbezirken. Viele andere sind allerdings geplant oder schon im Bau. Auch sind katholische Schulen und zahlreiche religiöse Institute für Männer- und Frauenorden vorgesehen. Die Bevölkerung der neuen Diözese ist vorläufig fast ausschließlich städtisch, da das Hinterland von Brasilia noch so gut wie unbesiedelt ist. Es handelt sich zur Zeit vor allem um die 60 000—80 000 Menschen in der „Cidade livre“, der Siedlung für die Arbeiter und ihre Familien, die am Bau der eigentlichen Stadt beschäftigt sind — eine fluktuierende Menge, von der die wenigsten in Brasilia selbst bleiben werden, wie ja auch ihre provisorische Stadt dazu bestimmt ist, zu verschwinden. Die eigentliche Bevölkerung der auf eine Einwohnerzahl von einer halben Million berechneten Bundeshauptstadt sickert erst sehr allmählich ein. Da dem neuen Erzbischof naturgemäß noch kein eigener Diözesanklerus zur Verfügung steht, wird die Seelsorge einstweilen von Ordensgeistlichen geleistet: brasilianischen Kapuzinern und Salesianern (die sich wegen der obenerwähnten prophetischen Vision ihres Gründers Don Bosco ganz besonders für Brasilia verantwortlich fühlen), italienischen Stigmatinern, nordamerikanischen Franziskanern, holländischen Karmeliten, spanischen Serviten und Claretinern — ein schwieriges Provisorium, das höchst anschaulich das Kernproblem der Kirche in Brasilien und ganz Lateinamerika deutlich macht: die Priesterfrage.

Die neue Stadt

Die Entwicklung wird zu zeigen haben, ob der urbanistische und architektonische Reißbrett-Traum dem Leben

Raum und Rahmen bietet, in dem es sich organisch und menschlich nach allen Seiten hin befriedigend entfalten kann. Rein vom Architektonischen her meldet S. Giedion als Fachmann gewisse Bedenken an (Neue Zürcher Zeitung, 24. 4. 60): „Die Schwierigkeit von Brasilia besteht in den selbstgelegten Fesseln. Man kann Oscar Niemeyer sehr wohl verstehen, wenn angesichts des Stadtbildes von Rio de Janeiro und São Paulo in ihm eine tiefe Reaktion dagegen entstand und er einmal Einheitlichkeit anstelle des spekulativen Chaos verwirklichen wollte. Aber der Faktor des Unvorgesehenen darf gerade im Städtebau nicht beiseite gelassen werden. Darum ist es gefährlich, der Stadt ein festgelegtes Ausmaß zu geben.“

Die Entfernung der beiden Endpunkte der Wohnviertelachse betrage ungefähr zehn Kilometer. An New York gemessen, sei dies ungefähr so weit wie von der Spitze von Manhattan bis zur 125. Straße. Die Wohnviertel durchziehe eine einzige durchgehende Achse. „Ich ließ die Planer im Seminar berechnen, wie breit — allerdings nach amerikanischen Begriffen, nach denen jeder der 45 000 Regierungsbeamten sein Auto hätte — für die höchste Verkehrszeit die Fahrbahn sein sollte. Die Antwort war, daß unter Zugrundelegung von 1500 Wagen pro Stunde und Fahrbahn die Durchgangsstraße eine Breite von 15 Fahrbahnen haben sollte.“

Die schwierigste Fessel für die bauliche und ästhetische Entwicklung von Brasilia ist nach Giedion der zu kleine Maßstab der einzelnen Wohnsektoren. „Jedes dieser Quadrate hat eine Fläche von 240 mal 240 Meter. Es ist durchaus Vorsorge für die nötige Grünumrahmung sowie für bequeme unterirdische Zufahrten getroffen. Selbstverständlich ist auch die Freiheit des Fußgängers garantiert. Aber der zu kleine Maßstab trägt nicht genügend Rechnung für das in steter Entwicklung begriffene ‚Logis prolongé‘, wie Le Corbusier die zunehmende Differenzierung sozialer Bedürfnisse zu bezeichnen pflegt. Corbusier selbst hat in Chandigarh die Wohnviertel groß genug bemessen, damit innerhalb eines Rechtecks von 800 zu 1200 Metern genügend Raum und Freiheit vorhanden ist, um dem ‚Logis prolongé‘ gerecht zu werden, und damit sich ein eigenes Leben in diesem von Straßen umflossenen Raum bilden kann. Es ist schwer verständlich, warum Brasilia die Erfahrung dieses Städtebauers, der 1937 die brasilianische Architekturbewegung auslöste, nicht in seinen Dienst gestellt hat.“

Die zu kleine Dimensionierung der einzelnen Wohnsektoren enthalte jedoch noch eine andere Gefahr. Oscar Niemeyer sei als Architekt ein hervorragender Plastiker, der weiß, wie man Volumen in den Raum stellt: „Man denke nur an sein Museum in Caracas oder an das Kongreßhaus in Brasilia selbst. Aber nicht nur Monumentalbauten, auch menschliche Siedlungen verlangen nach genügend Raum und plastischer Gestaltung von hoch und niedrig, je nach den Bedürfnissen, ja nach dem Wohntyp. Mit parallel gerichteten Einheitsscheibenhochhäusern allein kann dieser Entwicklung nicht gefolgt werden. Eine bedenkliche Gleichschaltung in den verschiedenen Teilen der Wohnquartiere kann bei diesem zu kleinen Maßstab kaum vermieden werden.“

Gerade weil bei der Gründung von Brasilia der religiöse Charakter so besonders stark betont worden ist, sind solche Bedenken, ob nicht bereits das unabänderlich vorgezeichnete Koordinatensystem einer solchen „Wohn- und Siedlungsmaschine“ der vollmenschlichen Entfaltung allzu drückende Fesseln auferlegt, sehr zu beachten. In jedem

Fall wird das Problem erst noch zu lösen sein, wie sich die Stadt der Zukunft und die Kirche der Zukunft aufeinander einzuspielen haben.

Moderne Formen der Schwesternausbildung in den USA

Eine der bedeutendsten Institutionen des amerikanischen Katholizismus ist das katholische Schulwesen. Heute bestehen in den 140 Diözesen der Vereinigten Staaten etwa 14 500 katholische Schulen jeder Art mit über 5 Millionen Schülern. Die Katholiken Amerikas unternehmen die größten Anstrengungen und bringen bedeutende finanzielle Opfer, um ihr Privatschulsystem den intellektuellen Erfordernissen der heutigen Zeit anzupassen. Die Diskussion über das Bildungsniveau der amerikanischen Jugend hat gerade in den letzten drei Jahren infolge der weltpolitischen Vorgänge (Sputnik-erfolg der Russen) zugenommen und besonders im katholischen Schulwesen zu bedeutenden Verbesserungen geführt. In diesem Zusammenhang ist ein Bericht von Neil G. McCluskey über erfolgreiche Bemühungen in der katholischen Schwesternausbildung aufschlußreich („America“, 23. April 1960, S. 118—127). Nach McCluskey stehen mehr als 100 000 Religiösen in Amerika im Schuldienst. Ihre Tätigkeit ist für die Verbreitung und Festigung des katholischen Glaubens von großer Wichtigkeit. Doch beschränkt sich die Hebung des intellektuellen Niveaus nicht nur auf die Lehrschwestern, sondern dehnt sich auch auf die in den verschiedensten caritativen Zweigen tätigen Schwestern aus. Die heute in den USA überall verbreitete Bewegung für eine Verbesserung der Schwesternausbildung wurde 1951 durch eine Ermahnung von Papst Pius XII. auf dem I. Internationalen Kongreß der Lehrschwestern ausgelöst. Der Forderung des verstorbenen Papstes in bezug auf die höchste Berufsethik für alle religiösen Gemeinschaften entsprechend, hat die NCEA (National Catholic Educational Association, der nationale katholische Erziehungsrat) sorgfältige Untersuchungen des katholischen Schulwesens angestellt und danach Richtlinien für die Schwesternerziehung herausgegeben. Das soll aber nicht heißen, daß eine besser organisierte Schwesternausbildung durch einen Befehl von oben geschaffen worden ist. Die Schwestern selbst forderten eine Erneuerung ihrer Ausbildungsformen, um nach den Worten von Schwester Mary Emil IHM „durch eine lange und sorgfältige Ausbildung zu Persönlichkeiten heranzureifen, die ihren Beruf ebenso gut wie die Laien beherrschen und diese noch übertreffen“.

Das eigentlich Neue an dieser Bewegung für eine bessere Schwesternausbildung ist die Erkenntnis, daß das Niveau der Schwestern-Erziehung dem der College-Erziehung entsprechen müsse. Zur Verwirklichung dieser Idee entstand im Sommer 1956 der Everett-Plan, der von 17 Erziehern und Spezialisten in der Schwestern-Ausbildung ausgearbeitet wurde und einen wichtigen Markstein in der Zusammenarbeit zwischen Universität und Schwesternbildung darstellt.

Der Everett-Plan

Nach dem Everett-Plan umfaßt die Studienzeit der Schwestern das Postulat, das dem ersten College-Jahr entspricht, danach folgen zwei Jahre, die sich aus dem kanonischen Noviziatsjahr und einem zweiten College-Jahr zusammensetzen, und nochmals zwei Jahre, die dem vier-

ten und fünften College-Jahr gleichkommen. Der Lehrplan sieht die Erlangung des „Bachelor of Art“ vor mit Schwerpunkten in den humanistischen und sozialwissenschaftlichen Fächern. Nach dem üblichen Fünfjahresprogramm erhalten die Schwestern, die sich auf einen Dienst im Krankenhaus vorbereiten, noch eine zweijährige klinische Ausbildung, die zum „Bachelor of Science“ führt. Dabei darf natürlich nicht übersehen werden, daß die Ausbildung in einer ganz bestimmten Atmosphäre stattzufinden hat, die es den jungen Mädchen — nach den Worten von Kardinal Larraona — „immer wieder zum Bewußtsein bringt, daß sie in erster Linie *Schwestern-Studentinnen* und nicht *Studentinnen-Schwestern* sind“.

Bessere Zusammenarbeit

Zu welchen Ergebnissen der Everett-Plan geführt hat, ergibt sich aus einem weiteren Novum: der Zusammenarbeit zwischen den Schwestern der verschiedensten Orden in einer bisher nicht gekannten Weise. Dieser Plan gab zunächst den Ordensprovinzen desselben Ordens einen engeren Zusammenhalt und veranlaßte dann größere Kongregationen dazu, Schwestern kleinerer Gemeinschaften in ihren Räumen aufzunehmen. Das Ergebnis war eine Mischung von Studentinnen aus den verschiedensten Orden, der bald eine gemeinsame Besetzung der Fakultäten folgte. Die Schwestern von St. Joseph von Carondelet und die Barmherzigen Schwestern stehen bei der Verwirklichung des Everett-Planes an erster Stelle. 1955 stellten die sechs Provinzen der St. Josephs-Schwwestern ihren Postulantinnen die Bedingung, einen akademischen Grad zu erwerben. Die für diese Studien vorgesehenen Schwestern wurden in dem College St.-Rose in Albany, N. Y., zusammengefaßt, wo sie gemeinsam wohnen und studieren. Als weiteres Beispiel für die Zusammenarbeit der verschiedensten religiösen Gemeinschaften führt der Verfasser das Mount-St.-Mary's-College an, in dem Schwestern von Maria und Josef, Kanonikerinnen vom hl. Augustinus, Franziskanerinnen, Schwestern vom hl. Ludwig und Schwestern von Unserer Lieben Frau von Cleveland gemeinsam studieren. An Hand der Unterlagen von 27 Kongregationen gibt McCluskey eine Fülle von Beispielen, die alle die Grundtendenz dieser Entwicklung zu einer intellektuell-soliden Ausbildung der Jungschwestern und das enge Zusammenrücken der weiblichen Ordenskongregationen zur Durchsetzung dieses Ziels bei vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten in den Einzelheiten deutlich machen.

Aus den Missionen

Um mehr Katechisten in den Missionen und deren noch bessere Ausbildung. Missionsgebetsmeinung für Oktober 1960 Beim Studium unserer deutschen katholischen Zeitschriften, die sich nicht ausdrücklich mit den Missionen befassen, stößt man heute oft auf Berichte aus den Missionsländern, in denen von „Katecheten“ die Rede ist, die dem Missionar zur Seite stehen. Fast immer stellt man dann bei näherem Zusehen fest, daß die Schriftleitung glaubte, das ursprünglich im Text vorhandene Wort „Katechist“ durch das Wort „Katechet“ ersetzen zu müssen, sei es daß ihr der Ausdruck „Katechist“ ungeläufig war, sei es daß ihr im Zeitalter der modernen katechetischen Bewegung und der Entwicklung des Berufes eines Laienkatecheten im heimischen Religionsunterricht die Bezeichnung „Katechet“ sinn-

voller erschien. Aber der Sinngehalt beider Worte ist durchaus nicht derselbe. Seit Jahrhunderten haben die Missionen den Typ eines Missionarshelfers entwickelt, den man eigentlich als Hilfsmissionar bezeichnen müßte und der in der Eigenart und Fülle seiner Funktionen bis heute in der Seelsorge der altchristlichen Kirchen des Westens kein Gegenstück gefunden hat. Nicht ohne Grund erklärte Pius XII. vor dem 2. Weltkongreß für das Laienapostolat: „Der Katechist stellt vielleicht den klassischsten Fall des Laienapostolats dar, und zwar aus der Natur seines Berufes selber und weil er den Priesterangel ausgleicht. Man schätzt, daß ein Missionar mit sechs Katechisten mehr erreicht als sieben Missionare: der zuständige Katechist arbeitet tatsächlich in einem ihm vertrauten Milieu, dessen Sprachen und Sitten er gut kennt. Er gewinnt mit dem einzelnen sehr viel leichter Kontakt als ein Missionar aus einem fremden Land“ (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 118). Diese Beschreibung der Tätigkeit des Katechisten zeigt sofort, daß nicht jeder (Laien)-Katechet ein Katechist ist. Wohl aber ist jeder Katechist ein Katechet, weil zu seinen wesentlichsten Berufsaufgaben auch die Katechese, die Erteilung des religiösen Elementarunterrichts, gehört.

Über die Bedeutung des Katechistats in den Missionen handelte schon einmal eine Missionsgebetsmeinung (April 1953; vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 305 ff.). Seither haben die Missionsrundschriften der Päpste immer wieder auf diese Einrichtung hingewiesen, zuletzt die Enzyklika *Princeps Pastorum* vom 28. 11. 1959: „Wir können es an dieser Stelle nicht unterlassen, das Werk der Katechisten gebührend hervorzuheben. Es ist offensichtlich, daß sie seit Beginn der Missionsgeschichte einen einzigartigen und notwendigen Beitrag zur Mission geleistet haben. Zu jeder Zeit waren sie die einsatzbereitesten Mitarbeiter der Kündler des göttlichen Wortes, teilten ihre Mühsal und nahmen ihnen Arbeit ab. Unsere Vorgänger erklärten eindeutig, wie wichtig es für die Ausbreitung des Evangeliums ist, ihre Zahl zu vermehren und sie sorgfältigst auszubilden (Enzyklika *Rerum Ecclesiae*, 1926). . . . Wir erteilen ihnen erneut höchstes Lob und ermahnen sie, daß sie das Glück der Seele, das diesem Amt entspringt, sorgfältig bewahren und sich unablässig und eifrig bemühen, unter Leitung der kirchlichen Hierarchie das religiöse Leben zu pflegen und ein wahrhaft christliches Leben zu führen. Von ihnen sollen die Katechumenen ja nicht nur die ersten Elemente des Glaubens empfangen, sondern auch die Anleitung zur Tugend und zu warmer und aufrichtiger Liebe zu Christus und seiner Kirche. Alle Sorge um die Erhöhung der Zahl und die angemessene Ausbildung dieser hervorragenden Helfer der kirchlichen Hierarchie sowie alles, was sie selbst als Kündler der katholischen Lehre an Mühe auf sich nahmen, um ihr Amt so richtig und gut wie möglich zu führen, stellen unmittelbar wirksame Instrumente zur Gründung und zum Gedeihen neuer christlicher Gemeinden dar“ (Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 177).

Die Krise des Katechistats

Die Zahl der Katechisten in den Missionen scheint nun, aufs Ganze gesehen, eher ab- als zuzunehmen. Für Asien und Afrika gab Pius XII. im Jahre 1957 (Ansprache an den 2. Weltlaienkongreß) 74 000 Katechisten an und betonte dabei ausdrücklich, daß hier die Lehrer, „die häufig gerade die besten Katechisten sind“, nicht einbegriffen

seien. Zwei Jahre später bezifferte die Agenzia Fides (26. 9. 59) die Zahl der Katechisten in den der Propagandakongregation unterstehenden Gebieten dieser Erdteile auf 40 000 (18 000 in Afrika, 22 000 in Asien). Der Unterschied in den beiden Zahlenangaben ist auffallend, auch wenn diese nicht ohne weiteres vergleichbar sind, weil im letzteren Fall nicht ganz Asien und Afrika erfaßt wurden. Der allergrößte Teil der eigentlichen Missionen beider Erdteile untersteht ja der Propagandakongregation! Auch wenn man sich nicht auf Zahlenangaben stützt, weiß man aus zahllosen Missionsberichten, daß sich das Katechistat in einer Krise befindet, und zwar zu einer Zeit, wo in manchen Gebieten infolge sehr schnellen Anwachsens der katholischen Bevölkerung der relative Priestermangel immer größer wird, demnach der einzelne Priester stärker noch als früher auf Laienhilfe angewiesen ist, um die ihm eigenen Funktionen in die Breite und Tiefe wirksam werden zu lassen. Der Hinweis auf den Aufbau der Katholischen Aktion, der übrigens wegen der besonderen Bedingungen der Missionsländer nur unter großen Schwierigkeiten vonstatten geht, kann hier nicht beruhigen, da es nicht die eigentliche Aufgabe der Katholischen Aktion ist, der verlängerte Arm des Priesters zu sein. Katechistat und Katholische Aktion sind in gleicher Weise Laienapostolat, aber mit ganz verschiedenen unmittelbaren Zielsetzungen. Das Katechistenamt, wie es die Missionen seit Jahrhunderten entwickelten, ist und bleibt der priesterlichen Tätigkeit zugeordnet. Vielleicht haben jene, die im Dienste des „Weltamts der Laien“ in die Missionen zogen, um dort die Kader der *actio catholica* mitaufzubauen zu helfen, deshalb ihren Blick für die Notwendigkeit des Katechistats in den jungen Kirchen manchmal nicht genügend geschärft. Wie könnte aber eine Laienaktion in den außerkirchlichen Raum hinein aufbauend wirken, wenn im innerkirchlichen Raum ein einzelner Priester für vielleicht 30 weitentfernte Stationen seelsorglich verantwortlich ist, aber nicht durch Katechisten seine Gegenwart an den Außenposten gleichsam vervielfältigen kann! Ein Beispiel für viele: Der neue Bischof von Abercorn (Nordrhodesien), Msgr. Adolf Fürstenberg PA, schrieb vor seiner Ausreise an die Leser der Zeitschrift „Afrika“ (Frankfurt a. M.) einen Brief, in dem es heißt: „Meine Diözese mißt 107 000 qkm, das ist die halbe Bundesrepublik Deutschland. Den Missionsbischof packt das Grauen, wenn er innerhalb seines Sprengels tagelang durch Gebiete reisen muß, die absolut noch missionarisches Brachland sind, wenn er abseits der Straße Hunderte von Dörfern weiß, in die noch kein Missionar seinen Fuß gesetzt hat. Wir sind ja nur 34 Priester. 300 000, vielleicht auch eine halbe Million Menschen, leben in meiner Diözese. 47 000 sind getauft. 9000 bereiten sich auf die Taufe vor. Das ist noch kein Fünftel. Und doch bin ich für alle verantwortlich. Wir müssen möglichst rasch das ganze Land besetzen — ehe andere kommen, ehe es zu spät ist. Was im Augenblick in Afrika los ist, brauche ich nicht zu wiederholen. In allen Zeitungen steht es. Da ich nie genug Missionare haben werde und da auch die Zahl der einheimischen Priester in absehbarer Zeit nicht reichen wird — bis jetzt sind es sechs —, bleibt nur die eine Möglichkeit: Laienmissionare in die Dörfer setzen, einheimische Katechisten . . .“ („Afrika“, Nr. 2/1960).

Der Bischof von Abercorn schildert die Lage der sog. Pioniermission, und er ist sogar glücklich, sagen zu dürfen: „Kandidaten für dieses hohe Amt des Katechisten, die fähig sind und den apostolischen Eifer haben, finde ich

genug unter meinen schwarzen Christen. Sie hätten auch den nötigen Idealismus. Dessen bedürfen sie, denn ein Katechist bekommt ein Monatsgehalt von nicht 50 DM...“ Auf die Frage der Besoldung der hauptamtlichen Katechisten wird weiter unten zurückzukommen sein. Es gibt nun Missionen, die keine Pioniermissionen mehr sind, in denen sich vielmehr die junge Kirche schon stärker organisieren bzw. in ihren Organen mehr differenzieren muß, um neuen Gegebenheiten (größere Reife christlichen Lebens, soziale Umschichtung infolge des Einbruchs der technischen Zivilisation, Bedrohung der christlichen Substanz durch das Eindringen neuer Weltanschauungen) genügen zu können. Schließlich gibt es namentlich in Asien Missionen, deren gesellschaftliche Struktur immer mehr jener des Westens ähnelt, während gleichzeitig dort die allgemeine Schulbildung zu einem hohen allgemeinen Bildungsstand führte. Mag in den — allmählich seltener werdenden — Pioniermissionen, über deren „strategische“ Besetzung durch Katechistenposten die Enzyklika *Maximum illud* von 1919 noch ausführlich handeln konnte, die herkömmliche einfache Ausbildung der Katechisten genügen, so wird von ihnen in den entwickelteren Missionen doch ein stets gesteigertes Maß an religiöser und allgemeiner Bildung sowie pastoraler Schulung verlangt, so daß sich die Missionen der Aufgabe gegenübergestellt sehen, ihren Laienkatechisten eine längere, kostspielige Vorbildung zu vermitteln. Die verantwortlichen Missionsführer können diesen Forderungen nicht ausweichen, indem sie das organisierte Laienapostolat der Katholischen Aktion fördern. Es geht ja darum, Helfer der Priester bei Erfüllung ihrer eigenen Aufgabe zu gewinnen. Kapitulierte die Mission vor den wirtschaftlichen Belastungen und den Personalbeanspruchungen, die mit der Errichtung von Katechistenseminarien verbunden sind, so beraubt sie sich der Kontaktmöglichkeiten mit Christen und Heiden, da die geringe Zahl der Priester nicht ausreicht, um eine geordnete Seelsorge, den Katechumenenunterricht und den Fortschritt des Heidenapostolats sicher zu stellen. Der Blick auf die altchristlichen Kirchen, die, von der Säkularisierung des modernen Lebens bedroht, heute so angelegentlich bemüht sind, die Seelsorgehilfe durch Laien auszubauen — man denke auch an die Erörterungen über die Wiederherstellung der Amtsfunktionen der niederen Weihen und des Laiendiakonats in der Seelsorge —, sollte die Missionen veranlassen, unter keinen Umständen das preiszugeben, was sie in der erprobten Einrichtung des Katechistats solange den Heimatkirchen voraus hat.

Laiendiakonats?

Die Diskussionen über die Erneuerung des Amtsdiaconats in der Kirche sind inzwischen auch in den Raum der Missionskirchen getragen worden, und zwar mit vollem Recht. Aber man darf bei der Planung der Zukunft nicht versäumen, die in der Gegenwart gebotenen Möglichkeiten zu wirksamerer Gestaltung des Katechistats restlos zu benutzen. Nur von dieser erprobten Grundlage aus sind in den Missionsländern weitere Schritte in Richtung auf das Laiendiakonats möglich. Ein erster Schritt ist die Einführung einer feierlichen Aussendung der Katechisten durch den Bischof: „Wir müssen zuerst den Stand des Katechisten als solchen religiös wieder mit Wertgehalt erfüllen und in liturgischer Form seine Dienste beim Missionswerk der Kirche anerkennen“ (P. Joh. Hofinger, Direktor des Zentrums für Missionspastoral, Manila, in:

„Lumen vitae“ Nr. 3, 1959). In manchen Missionen ist diese Anregung schon erfüllt, indem man z. B. die Kandidaten vor dem Bischof auf das Evangelium Treue und Gewissenhaftigkeit in der Verkündigung des Wortes Gottes schwören läßt. Anderswo legt der Bischof den neuen Katechisten das Evangelium in die Hand, heftet ihnen das Katechistenzeichen an und entläßt sie mit dem Friedenskuß. In gewissen Missionen wird bei dieser Gelegenheit auch ein besonderes Katechistengewand angelegt, das bei allen Dienstvorrichtungen getragen wird. Die liturgische Feier wird natürlich nur dann den beabsichtigten Zweck erreichen, wenn der Kandidat auf seine Lebensweihe an das Apostolat gründlich vorbereitet wurde.

Bei der Versammlung der Missionsexperten anlässlich des Liturgischen Kongresses von Assisi ist nun die Frage erörtert worden, ob man bei einer eventuellen Wiedereinführung der Ämter der niederen Weihen den Katechisten die Lektoratsweihe geben sollte. Ein wichtiger Gesichtspunkt bei der Beurteilung dieser Frage ist, daß die Katechisten unserer Tage unvergleichlich umfassendere Aufgaben haben als die niederen Kleriker der Urkirche, die etwa als Lektoren oder Türhüter tätig waren. Es werden von ihnen auch sehr viel mehr Opfer verlangt. Die Lektoratsweihe würde also nur einen sehr begrenzten Teil der Katechistenfunktionen kennzeichnen. Im übrigen bemerkt P. Otto Pies SJ in einem Aufsatz „Diakonat — Stufe oder Amt“ (Theologie und Glaube, Nr. 3, 1960) mit Recht: „Die Helferdienste, die von den Trägern der niederen Weihestufen auszuüben wären, könnten zweifellos von Laien ohne kirchliche Weihe ausgeübt und auch wirksamer sowie in einer den heutigen Verhältnissen und Forderungen mehr angepaßten Weise erfüllt werden, als es durch die einfache Wiederbelebung der alten Ämter geschehen könnte.“

Zur Frage der Wiedereinführung des Diakonats als eines ständigen Amtes gibt P. Hofinger (a. a. O.) wohl die Auffassung aller verantwortlichen Missionskreise wieder, wenn er schreibt: „Ohne den Bemühungen in Europa (zur Wiedereinführung des Laiendiakonats) entgegneten zu wollen, wird jeder, der die Missionen kennt, zugeben, daß die Frage des Diakonats sich für den Durchschnittskatechisten unserer Tage kaum ernstlich stellt. Es fehlt an der notwendigen Auswahl und Vorbereitung, und zwar noch für voraussichtlich lange Zeit. In naher Zukunft könnte man bestenfalls nur hinsichtlich einer wenig zahlreichen Katechistenelite vom Diakonat sprechen.“

Eines der ernstesten Probleme ist die angemessene Bezahlung der Katechisten, besonders der verheirateten. Manche Missionen möchten den finanziellen Schwierigkeiten auf diesem Gebiete ausweichen, indem sie planen, entsprechend ausgebildeten Angehörigen von Orden oder Säkularinstituten die Aufgaben der Katechisten anzuvertrauen. Aber abgesehen davon, daß man kaum Zehntausende von Männern und Frauen finden wird, die sich unter den Gelübden dem Amt des Katechisten widmen, ist es nicht gut, wenn die katechetische Unterweisung ganz in Händen von Zölibatären liegt. Das Beispiel christlichen Familienlebens, das die Familien der Katechisten geben, ist für die Missionskirche von ganz besonderem Wert.

Die Gehälter der Katechisten sind nun oft dermaßen niedrig und so sehr unter dem Gehaltsniveau der Lehrer an den Schulen, daß dadurch der Katechistenberuf ernstlich bedroht wird. Dauernd wandern ausgebildete Katechisten zum Lehrerberuf ab. Zwangsläufig wird ein so schlecht bezahlter Beruf in der Öffentlichkeit wenig geachtet, und

auch der Katechist gewinnt den Eindruck, daß die Kirche seine Arbeit nicht hoch wertet. In den patriarchalischen Lebensordnungen von früher trat das Problem der Bezahlung der Katechisten nicht so hervor, heute fordert es gebieterisch eine Lösung. Es ist schon einmal geschrieben worden, sehr wahrscheinlich würde die Zulassung der Katechisten zu den niederen Weihen eine größere Sorge der Kirche um die Sicherung ihres geistlichen und körperlichen Wohls zur Folge haben. Aber die Pflichten der sozialen Gerechtigkeit müssen auch erfüllt werden, wenn die Katechisten keine Weihen haben. In einem Aufsatz über die christliche Haltung gegenüber dem Atheismus („Lumen vitae“, Nov. 1955) stellte der oben schon zitierte P. Hofinger zunächst die Pflicht der Kirche zur Predigt der sozialen Gerechtigkeit dar und fuhr dann fort: „Erfüllen wir selbst unser Programm? Zahlen wir unseren Katechisten, Lehrern und Dienern einen angemessenen Familienlohn? Wie oft wurde diese Frage nicht unter den Chinamissionaren vor dem Einbruch des Kommunismus erörtert, und zwar mit mehr Temperament als Prinzipientreue und Besinnung! Unsere Katechisten, so wurde gesagt, besitzen meist ein Eigentum, ‚also‘ können sie nicht auf einen Familienlohn Anspruch erheben. Als ob ihre Arbeit im Dienste der Mission wegen des Besitzes eines eigenen Ackers ihren Wert verlöre! Man führte ferner an, die Beobachtung der päpstlichen Sozialforderungen ruiniere oder behindere die Mission. Als ob es uns gestattet wäre, das Reich Gottes mit dem Lohn aufzubauen, den wir ungerechterweise zurückbehielten!...“

Die Ausbildung des Katechisten

Sowohl die katechetische Ausbildung der Katechisten als auch die Praxis der Katechese ist in den allermeisten Missionen reformbedürftig. Die moderne katechetische Bewegung, die in Europa entstand, hat inzwischen ihren Wellenschlag bis in die fernsten Missionsländer geworfen. „Das Hauptverdienst daran hat P. Hofinger SJ, der als ‚Trommler‘ in sechs Jahren sechsmal um die Erde reiste, um überall für die inhaltliche und methodische Erneuerung der Katechese zu werben und dementsprechend auch in den Missionen, denen er früher diente und noch heute als Professor am Chinesischen Seminar zu Manila dient, eine Reform der Katechistenausbildung zu fordern.“ Die Internationale Studienwoche für Missionskatechese, die vom 21. bis 28. Juli 1960 in Eichstätt stattfand, diente dem gleichen Anliegen. Mehr als jeder andere ist P. Hofinger davon überzeugt, daß auch die beste „kerygmatische“ Ausrichtung des Katechismus und die Erarbeitung der besten Lehrmethoden für die Erneuerung der Missionskatechese unwirksam sind, wenn nicht Missionare und Katechisten aus dem Geiste der modernen Erkenntnisse heraus eine solide Schulung erhalten. Und wenn die katechetische Ausbildung der Missionare bisher oft sehr dürftig war, kann man nicht erwarten, daß die von den Missionaren ausgebildeten Katechisten Meister der Katechese werden, es sei denn, daß sie in Einzelfällen begnadete Lehrer sind, die mit unvollkommenen Werkzeugen Vollkommenes leisten. Es kann an dieser Stelle nicht die Aufgabe sein, die erregenden Probleme der Missionskatechese in unseren Tagen darzustellen. P. Hofinger hat es in dem Artikel „Glaubensverkündigung rings um die Erde“ getan, den er in Heft 3 (1960) der Zeitschrift „Die katholischen Missionen“ anlässlich der Eichstätt Tagung veröffentlichte. Es kann auch nicht auf Einzelheiten des kate-

chetischen Ausbildungsplanes eingegangen werden, desgleichen nicht auf die Frage der Hilfsmittel zum Katechismus-Unterricht (Handbücher), ohne die der Katechist seine Aufgabe nicht erfüllen kann, an denen es aber sehr gebricht. Mit europäischen Vorlagen, die nicht der Ideenwelt des betreffenden Volkes angepaßt sind, vermag er wenig anzufangen. In dem Augenblick, in dem der Missionskatechist eine wirkliche katechetische Ausbildung erhält, wird er auch das Ungenügen jener Unterrichtsmethode erkennen, die erst allmählich in vielen Missionen auszusterben beginnt, daß man nämlich im Katechumenat zunächst einfach Katechismusfragen und -antworten auswendig lernen läßt und dann das Gelernte zum Gegenstand einer Prüfung macht. Auf dem Internationalen Katechetischen Kongreß in Léopoldville (1955) konnte in einem Referat über die religiöse Erziehung der Katechumenen unwidersprochen die Gewohnheit empfehlend erwähnt werden, die Katechumenen zunächst durch den Katechisten ohne weitere Erklärung 350 Katechismusfragen auswendig lernen zu lassen. Auf dieses Fundament sollte dann die folgende katechetische Unterweisung durch den Missionar aufbauen (Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft 4/1955). Wenn man den Katechisten nach der Art eines Koranlehrers zum Leiter einer Memorierschule macht, kann er nicht zum Bewußtsein kommen, Glaubensverkünder zu sein. Einigermaßen gebildete Katechisten werden in dieser Art Tätigkeit keine Befriedigung finden. Obwohl die Memoriermethode zweifellos nicht in allen Missionsgebieten üblich war, so doch gerade in manchen Massenkatechumenaten Afrikas. Man muß sich angesichts der Umwälzungen in Afrika fragen, ob dieser mangelhafte religiöse Grundunterricht ausreicht, um die Christen die heutigen Prüfungen und Anfechtungen bestehen zu lassen. So kann in heidnischem Land das Christentum nicht zum Erlebnis werden. Diese Methode kam in fataler Weise der Denkart der Schwarzen entgegen, die bereit waren, die Religion des Herrenvolkes, das den Ton angab, ohne weiteres anzunehmen, um ihm so wenigstens auf religiöser Ebene nahe- oder gar gleichzukommen. „Wie auf anderen Gebieten menschlicher Bildung gab man sich auch auf religiösem Gebiete mit kolonialer, d. h. mehr passiver Aneignung zufrieden. Die Art religiöser Unterweisung, welche die Missionare aus der Heimat als Erbe des 19. Jahrhunderts mitbrachten, wies deutlich in dieselbe Richtung. Mit dem rasch vorausschreitenden Mündigwerden der Missionsvölker und ihrem affektgeladenen Kampf um volle Selbstverantwortung wird sich die religiöse Erziehung viel mehr als bisher gezwungen sehen, die inneren Werte der christlichen Religion den Missionsvölkern in ihrer Weise nahezubringen und auf möglichst selbständiges Erfassen des eigentlichen Kernes der christlichen Lebenshaltung hinzuwirken. Im Kommunismus und fanatischen Nationalismus unserer Tage sind dem Missionswerk überaus vitale Gegner erstanden. Ihnen gegenüber hat nur eine Glaubensverkündigung und religiöse Erziehung Aussicht auf Erfolg, welche die vitalen Kräfte des echten Christentums zu vermitteln versteht“ (P. Hofinger, in: „Die katholischen Missionen“, 3/1960). Zu entscheidender Hilfe bei dieser Aufgabe ist der Katechist der Missionen der Mitte des 20. Jahrhunderts berufen.

Aufbauende Initiativen

Um nun Licht und Schatten richtig zu verteilen, ist es unbedingt erforderlich, auf eine Reihe wagemutiger Ver-

wirklichkeiten auf missionskatechetischem Gebiete hinzuweisen. Es sind hauptsächlich im letzten Jahrzehnt eine Reihe katechetischer Zentren (Institute, Akademien) in den Missionen entstanden, so zu Tokyo, Nagoya, Poona, Manila, Mayidi (Kongo), und gerade in den letzten Monaten beschloß die indonesische Bischofskonferenz die Gründung einer Katechetischen Akademie für Katecheten und Religionslehrer an öffentlichen Schulen. Zur Aufnahme ist das Abitur oder das Abschlußexamen eines Lehrerseminars erforderlich. — Die Bischöfe verschiedener Dözesen Pakistans und Indiens gründeten zu Karachi ein Katechistenseminar. Aufnahmebedingung ist die Vollendung der High School. — Die Weißen Väter werden in ihren afrikanischen Missionen von 14 000 Katechisten unterstützt, die sämtlich in besonderen Schulen eine sorgfältige Ausbildung erhalten. — Die Oblatenmissionare am Okavango (Südwestafrika) haben 1956 mit Unterstützung des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung für ihre noch in einfachsten Verhältnissen lebenden Einheimischen eine Katechistenschule eingerichtet, in der 32 fähige und sorgfältig ausgewählte junge Männer, von denen manche beim Eintritt kaum lesen und schreiben konnten, einen dreijährigen katechetisch-pastoralen Kurs absolvieren und gleichzeitig das Gelernte im Religionsunterricht der Kinder praktizieren. Die Familien der Studenten leben während der Ausbildungszeit auf der Missionsstation und erhalten Nahrung und Kleidung von der Mission. Den Frauen wird besonderer Unterricht erteilt, damit sie ihrem Mann im Apostolat unter der Frauenwelt zur Seite stehen können. Das System, die Familien der Katechisten in einem „Katechistendorf“ zu sammeln, wenn die Familienhäupter ihre Ausbildung als Katechisten erhalten, ergibt sich in vielen Missionen als absolute Notwendigkeit. Dadurch wird natürlich der Mission eine erhöhte finanzielle Belastung aufgenötigt, selbst wenn die Familien in der Freizeit die Felder des Katechistendorfes bebauen. In der Katechistenschule zu Ambanja (Madagaskar) dauert der Kurs zwei Jahre, und in der ganzen Zeit bleiben die Familien zusammen. — Ein berühmtes Zentrum zur Heranbildung von Katechisten befindet sich in Tindivanam (Indien). Es hat bisher an 2000 Lehrer und Katechisten auf der Grundlage höherer Schulbildung herangebildet. In der Erziehung der jungen Leute, die im Institut den ganzen Gymnasialkurs machen, werden die Grundsätze der Pfadfinderbewegung zugrundegelegt. Die katechetische Heranbildung zieht sich in Form der Ganzheitserziehung durch die Studienjahre hin, nach dem Prinzip: Katechismus ist nicht ein Lehrgegenstand wie Geographie und Englisch, sondern Leben. Dennoch werden täglich dreiviertel Stunden dem Katechismus — und später dem katechetischen Unterricht gewidmet. In 8—9 Jahren erhalten die Schüler so 1000—1200 Stunden Unterweisung in Hinsicht auf ihren kommenden Beruf, dessen letzte Vorbereitung in zweijähriger Seminararbeit vermittelt wird. Die Absolventen sind in Hunderten von Pfarreien erfolgreich tätig. Die hervorragende Bibelkenntnis der Schüler wird gerühmt. — In der erst 8 Jahre bestehenden Apostolischen Präfektur Taichung (Formosa), deren Christenzahl während dieser Zeit von 3000 auf 22 000 heraufschnellte, haben die Maryknoller Missionare eine Katechistenschule eingerichtet, zu deren Besuch Mittelschulbildung verlangt wird. Die Studenten werden dauernd in Gruppen beim Religionsunterricht der Jugend verwendet. Nach Vollendung ihrer Studien werden sie besser bezahlt als Schullehrer und bekommen Kinder-

zulagen. Im Alter wird ihnen eine Pension von 40 Prozent ihrer Bezüge garantiert. Hier ist also die Gehalts- und Versorgungsfrage vorbildlich gelöst.

Auf zwei große Initiativen, die besonders charakteristisch sind, sei zum Schluß noch besonders hingewiesen. Von dem Gedanken ausgehend, daß Katechisten nach entsprechender Ausbildung nebenamtlich auch als technische Berater bei der wirtschaftlichen Entwicklung seiner von Hungersnöten geplagten Diözese Koudougou (Obervolta) tätig sein könnten, hat Bischof Bretault ein Katechisten-seminar gegründet, das zugleich Zentrum landwirtschaftlicher und gewerblicher Fortbildung der zukünftigen Katechisten ist. Der Kurs dauert vier Jahre. Das Unternehmen hat weitgehende Hilfe seitens der Bischofsaktion gegen Hunger und Krankheit erhalten. In fast 100 Dörfern sind schon Katechisten dieses Typs als wahre Helfer der Landpfarrer, als echte Missionare und zugleich als Aktivisten des sozialen und wirtschaftlichen Fortschritts tätig. Sie arbeiten mit der Bevölkerung auf den Feldern und unterweisen die Leute in Bewässerungstechnik, in Brunnenbau, in Agrikultur, Nutzgartenbau usw. „Es entsteht hier eine wirkliche ‚Grunderziehung‘, die sich überall ausbreitet“ (Vivante Afrique, Aug. 1959). Die Tätigkeit der Katechisten für das öffentliche Wohl hat der Kirche unter der überwältigenden Mehrheit der Heiden (530 000 bei nur 20 000 Katholiken) überall Freunde gewonnen. Bei ihrer Tätigkeit für das wirtschaftliche Wohl des Volkes sind die Katechisten vollständig imstande, ihren Hauptberuf im Dienste der Kirche zu erfüllen. Die Katechistenschule ist jährlich 7—8 Monate (während der Trockenperiode) geöffnet. Die Familien der Verheirateten leben im Katechistendorf. Es wird eine solide theologisch-praktische und pädagogische Bildung vermittelt. Tüchtige Lehrer unterweisen die Studenten in allen einschlägigen Handwerken, und zwar in Werkstätten der Mission. Im Katechistendorf lehren französische Schwestern die Frauen der zukünftigen Katechisten Haushaltsführung, Kinderpflege, Hygiene, Handarbeiten usw. Auch die geistliche Bildung wird nicht vernachlässigt. Die Katechistenfamilien können so ein Beispiel christlichen Lebens geben. Sie haben eine gehobene Kultur und damit Ansehen. Mann und Frau sind imstande, gemeinsam im Apostolat zu arbeiten und auch in schweren Stunden einander zu stützen. Eine ähnliche Form der Kombination von Katechistat und Entwicklungshilfe versuchen zur Zeit Bischof Blomjous von Mwanza im Tanganjikagebiet und die deutschen Missionsbenediktiner in Ndanda (Ostafrika). Den Abschluß dieser Übersicht möge ein Blick auf Japan bilden, wo die Missionare des 17. Jahrhunderts sich aus Angehörigen des Adels ein Korps von Seelsorgehelfern (Dojoku) schufen, die ehelos blieben und der verfolgten Kirche große Dienste leisteten. Die moderne Japanmission vermochte unter veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen diese Institution nicht wieder aufleben zu lassen, konnte aber auch nichts Gleichwertiges an ihre Stelle setzen. Ihre Katechisten waren eigentlich nur unselbständige Gehilfen oder taten oft nur die Dienste eines Küsters. In einem hochkultivierten Lande, in dem die Schulbildung allgemein ist, konnten diese mangelhaft ausgebildeten Katechisten nicht viel ausrichten. Manche Missionare glaubten sogar, die Seelsorgesituation Japans nötige zum Verzicht auf Katechisten. Es ist das Verdienst des heute 60jährigen, aus Württemberg stammenden Paters Georg Gemeinder SVD, vor etwa neun Jahren zu Nagoya ein vorbildliches Zentrum zur Heranbildung

von Katechistinnen und später auch für Katechisten geschaffen zu haben, das ganz Japan Apostel schenken soll, die, hoch gebildet, vor allem in die dichtbesiedelten Industriezentren und ländlichen Gebiete gesandt werden können. Bezeichnenderweise ging P. Gemeinder zunächst auf ein Katechistinnen-Institut mit Gelübden (Säkularinstitut) aus, wie auch viele alte Chinamissionare der Auffassung sind, man müsse bei Wiederaufnahme des Apostolats in China mit Säkularinstituten oder ähnlichen Zusammenschlüssen arbeiten. Bei diesen Instituten kann das Gehalt auf erschwinglicher Höhe gehalten werden. Die Mitglieder, durch das Institut bei Krankheit, Unfall und im Alter versorgt, vermögen sogar, wenn ihre Zahl steigt, das Ausbildungszentrum mit zu unterhalten. Das Institut bildet nicht nur Katechistinnen aus, sondern auch Frauen, die als Angestellte (z. B. Lehrerinnen an Staatsschulen, Krankenpflegerinnen im öffentlichen Dienst, Behördenangestellte, Bürokräfte in der Privatwirtschaft usw.) ihre Umwelt christlich beeinflussen sollen. Von den 121 Mitgliedern studieren eine Anzahl an japanischen und europäischen Universitäten. Andere besitzen akademische Grade. Seit 1959 ist das Institut internationalisiert und nimmt Ausländerinnen aus jedem Land der Welt auf, die mit Japanerinnen Noviziat und Studien machen, um dann in Japan zu bleiben oder in ihrer Heimat apostolisch zu arbeiten bzw. neue Zweige des Säkularinstituts zu gründen. Die bisher gegründeten Gemeinschaften dieser Art entstanden in Europa und wurden dann in die Missionen verpflanzt. Hier wird der umgekehrte Weg beschritten, und P. Gemeinder verspricht sich viel von diesem Weg, der vor allem Europäerinnen das Akkommodationsproblem in ganz neuer Weise erleben läßt und so ihren Blick weltkirchlich weitet. Das wichtigste Werk des Instituts sind die beiden Katechistenschulen für Männer und Frauen, an denen heute zwölf Priester- und fünf Laienprofessoren wirken. Der Kurs dauert zwei Jahre. Der Standard der Schule ist der einer „Kurzuniversität“, die Diplome verleiht. Die Absolventen finden ohne weiteres in allen zwölf Diözesen Japans Anstellung. Selbstverständlich sind die Besucher nicht verpflichtet, dem Säkularinstitut beizutreten. Nicht gebunden durch Gelübde, können sie eine Familie gründen.

Mehr als je bedarf die Missionskirche heute der Katechisten. „Je stärker fast alle Missionen durch die Gefahr offener oder verborgener Behinderungen oder gar durch Verfolgung bedroht sind, um so mehr müssen wir unser Möglichstes tun, um unseren nichtpriesterlichen Mitarbeitern ein Maximum an Wirksamkeit im katechetischen Apostolat zu sichern. Die Zeit könnte kommen, schneller sogar als wir es wünschen, wo ihnen die Hauptaufgabe der katechetischen Unterweisung obliegen würde“ (P. Hofinger, Die moderne Katechese im Dienst der Mission, Lumen vitae, 2/1956).

Ökumenische Nachrichten

Der Patriarch von Konstantinopel bekundet erneut den Willen zur Einheit

In seiner letzten Osterbotschaft nahm der Ökumenische Patriarch erneut Stellung zum Problem der christlichen Einheit. Athenagoras I. bekannte, daß er während seines Verweilens am Grabe Christi in Jerusalem im Hinblick auf die Teilung der Kirche Christi von Schmerz und Trauer erfüllt gewesen sei. „Das geteilte Ge-